Pdm. Afrika (-East)

Küste und Inland

Ein Ueberblick über die Entwicklung und die Aufgaben der Berliner Mission in Deutsch-Ostafrika.

Von
Missionsinspektor Lic. K. Axenfeld.

Berlin 1912
Buchhandlung der Berliner ev. Missions-Gesellschaft.

No. 4778
CONTINUATION COMMITTEE
North American Section
LIBRARY
Rec'd MAY 1914

Küste und Inland

Ein Ueberblick über die Entwicklung und die Aufgaben der Berliner Mission in Deutsch-Ostafrika.

Zweite, vornehmlich für den Gebrauch in Missions-Studien-Kränzchen völlig umgearbeitete, Auflage des „Wegweisers" durch die B. M. in Deutsch-Ostafrika.

Von
Missionsinspektor Lic. K. Axenfeld.

Berlin 1912.
Buchhandlung der Berliner ev. Missions-Gesellschaft.

Inhalt

Seite

1. Der Beginn der Berliner Mission in Deutsch-Ostafrika 3
2. Die Besetzung des Njaßalandes durch die Berliner Mission . . 7
3. Die Schularbeit 17
4. Gesundheitsfürsorge und ärztliche Mission 20
5. Wirtschaftliche Kultur. Erziehung zur Arbeit 23
6. Die innerlichen Wirkungen der Njaßamission 28
7. Der Aufstand von 1905 31
8. Die Uebernahme der Küstenmission (Usaramo) und der Kampf mit dem Islam 35
9. Ausblick und Aufgaben 42

Zu diesem „Ueberblick" ist die für den **Deutschen Kolonialkongreß 1910** gefertigte farbige

Missionskarte von Deutsch-Ostafrika,

welche sämtliche Stationen und Bezirke der evangelischen wie der katholischen Mission aufführt, zu benutzen. (Erhältlich bei der Berliner Missionsbuchhandlung, Berlin NO 43, Georgenkirchstraße 70, zu 25 Pf., beim Bezug von 100 Stück für je 20 Pf.

Weitere Schriften über die Berliner Mission in Deutsch-Ostafrika sind auf Seite 47/48 angezeigt.

1. Der Beginn der Berliner Mission in Deutsch-Ostafrika.

Der Erwerb eigener Kolonien hatte, wie dies nicht anders zu erwarten war, eine begeisterte Bewegung für „deutsche Kolonialmission" in unmittelbarem Gefolge. Die am lautesten davon redeten, waren freilich keineswegs sämtlich Leute, denen bisher schon die Ausbreitung des Reiches Gottes am Herzen gelegen hätte. Dies konnte man auch am Inhalt ihrer Forderungen erkennen. Wenn es nach ihnen gegangen wäre, hätten alle deutschen Missionsgesellschaften schleunigst ihre gesegneten Arbeitsfelder in Südafrika, Indien, China, der Südsee usw. verlassen müssen, um in deutsches Kolonialgebiet überzusiedeln, und aus der schlichten Ausrichtung des Gottesauftrags zur Rettung einer verlorenen Welt durch das Evangelium von Christo, dem Heiland der Sünder, hätte „Förderung des Deutschtums in den Kolonien" und allenfalls noch „Verbreitung christlicher Kultur" werden müssen. Es gehört zu dem, was die deutsche Christenheit Gustav Warneck und seinen Mitarbeitern verdankt, daß oberflächliche „Kolonialmissionsschwärmerei" der

---

Außerdem sind die bei dem Zeitschriftenversand des Missionshauses zu beziehenden laufenden Veröffentlichungen zu vergleichen, vornehmlich

1. der letzte Jahresbericht der Berliner Missionsgesellschaft,
2. der laufende Jahrgang der Missionsberichte (Abonnement 1,40 ℳ),
3. der laufende Jahrgang des „Njaßabote", welcher Einzelschilderungen aus der Arbeit in Deutsch-Ostafrika bringt und im besonderen über die ärztliche Mission und die Schwesternarbeit berichtet (Abonnement 1 ℳ).

deutschen Mission das geistliche Ziel nicht hat verrücken dürfen, sondern die Kolonialära nur dazu diente, in unserem Volk das Verständnis für die Aufgaben, die auch ihm in den nichtchristlichen Ländern gesetzt sind, zu vermehren.

Aber allerdings hat seit jener Zeit die deutsche Missionsarbeit eine starke Ablenkung in die deutschen Kolonialgebiete hinein erfahren. Nicht nur bildeten sich neue Gesellschaften, die sich die Missionsarbeit in deutschen Schutzgebieten zur Sonderaufgabe machten, sondern daneben entschlossen sich nach und nach die meisten der großen alten Missionen, neben ihren früheren Arbeitsfeldern in außerdeutschem Gebiet auch solche auf deutschem Kolonialboden hinzuzunehmen. So wurde die Kolonialära zu einem entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte der deutschen Mission. Jene unklare Begeisterung war bald verdrängt und ersetzt durch ein vermehrtes Verantwortlichkeitsgefühl. Hatte unser Volk die eingeborenen Völker, weil sie unmündig und sich selbst zu leiten und emporzubringen unfähig waren, unter seine väterliche Gewalt genommen, so mußte es auch des Apostels Wort auf sich beziehen: „Ihr Väter, reizet eure Kinder nicht zum Zorn, sondern ziehet sie auf in der Zucht und Vermahnung zum Herrn." Der Besitz eigener Kolonien entbindet ein christliches Volk zwar nicht von der Pflicht der Treue und Fürsorge gegen die heidenchristlichen Gemeinden, die es schon vordem in anderen Ländern gesammelt hat, aber es legt ihm eine besondere Verpflichtung gegenüber den heidnischen Stämmen auf, die nun seine Untertanen geworden sind.

So regte sich auch in dem Freundeskreis der Berliner Mission kurz nach der Erwerbung der ersten deutschen Kolonien der Wunsch nach einem kolonialen Arbeitsfeld, und, da die Berliner Mission von ihren Anfängen her eine südafrikanische gewesen war und erst 1872 ihr Arbeitsfeld in China hinzugenommen hatte, schien sie für den Dienst in afrikanischer Kolonie besonders berufen und gerüstet. Das Hauptgewicht ihrer südafrikanischen Arbeit hatte sich sogenannten Bantustämmen seit Jahrzehnten zugewandt. So war es für sie das Gewiesene, in Deutsch-Ostafrika unter einer Bevölkerung einzusetzen, die gleichfalls dieser großen Stammes- und Sprachgruppe angehört.

Doch hielt sich die Missionsleitung zunächst mehrere Jahre hindurch zurück, um erst die Konsolidierung der kolonialen Erwerbung abzuwarten. Es hätte der Berliner Mission sonst ähnlich ergehen können, wie einigen jungen Kolonialmissionen,

die sich sofort auf Deutsch-Ostafrika stürzten, aber nach einiger Zeit, als die Grenzberichtigungen zwischen Deutschland und England vollzogen wurden, erleben mußten, daß ihre Arbeitsplätze in englischen Gebieten lagen. Schließlich gab die Begeisterung pommerscher Freunde der Berliner Mission die Entscheidung zum Beginn der neuen Unternehmung.

Von dem alten südafrikanischen Arbeitsfelde unterschied sich das neue deutsch-ostafrikanische, so verwandt im allgemeinen die Verhältnisse sind, vornehmlich in vier wichtigen Stücken: 1. Deutsch-Ostafrika ist äquatoriales Fieberland; 2. es entbehrt mit seiner ungegliederten Küste, bei dem gänzlichen Mangel an schiffbaren Flüssen und der glühenden Dürre seiner weiten Steppen jeder natürlichen Verkehrswege und gestattet wegen der Verbreitung der Tsetse auch nicht den unbeschränkten Gebrauch der südafrikanischen Verkehrsmittel, des Ochsenwagens und des Reitpferdes; 3. es ist, weil seit 1200 Jahren seine Küste unter arabischem Einfluß steht, ein vom Islam bestrittenes und darum in eigentümlicher Weise schwieriges Arbeitsfeld; 4. es ist vor der jetzigen schnellen europäischen Erschließung und Kultivierung nur in ganz geringem Maße und an einzelnen Stellen von christlicher Mission berührt worden, so daß also nicht, wie in Südafrika, die Zeit der gänzlichen Umwälzung des Lebens der Eingeborenen durch die Einbeziehung des Landes in den Strom des Weltverkehrs und der Weltkultur ein schon in der Stille erstarktes christliches Gemeindeleben und ein gereiftes, kerniges Geschlecht eingeborener christlicher Helfer vorfindet.

Die unter islamischem Einfluß stehenden Küstenstriche sind auch darum schwer zu bearbeiten, weil sie für Europäer außerordentlich ungesund sind, und sie waren es in den 80er Jahren noch erheblich mehr als heute, wo die fortschreitende Tropenhygiene manchen klimatischen Gefahren auszuweichen oder entgegenzuwirken gelehrt hat. Die Bevölkerung ist, zumal in den größeren Hafenplätzen, aus vielen Stämmen bunt zusammengewürfelt. Die Stammessitten und Stammesverbände, diese festen Stützen des Lebens primitiver Völker, sind hier mehr oder weniger aufgelöst. Dazu kommt der übermächtige, sittlich verderbende Einfluß des Islam. So bietet die Küste ein in jeder Hinsicht undankbares Arbeitsfeld dar. Die Missionsgesellschaft, die hier einsetzt, muß sich auf beständige Unterbrechungen der Arbeit durch Krankheit und Tod oder wenigstens durch häufigen

Urlaub gefaßt machen. Unter den Eingeborenen ist auf wenig Empfänglichkeit zu rechnen, und die Erstlinge, die sich gewinnen lassen, haben einen außerordentlich schweren Kampf gegen die sie umgebenden Versuchungen zu bestehen. Kein Wunder, daß sich unter solchen Umständen von Anfang an das Augenmerk der Missionen, die nach Ostafrika kamen, auf die fern von der Küste gelegenen gesünderen Hochländer mit ihrer noch rein heidnischen, unverdorbenen, auf der Scholle der Väter sitzenden und nach der Stammessitte lebenden Bevölkerung richtete. Schon die englischen Missionen, die längst vor der deutschen Besitzergreifung in Ostafrika zu arbeiten begonnen hatten, hatten von der Küste ins Innere vordringen wollen.

Aber die Unwegsamkeit des Landes, die Gefährlichkeit und Beschwerlichkeit, auch Unsicherheit wochenlanger Karawanenreisen ins Innere stand solchem Wunsch entgegen. Krapfs hochfliegender Plan, eine Kette von Missionsstationen quer durch Afrika von Mombassa bis Kamerun anzulegen, hatte sich als unausführbar erwiesen, und die Etappenstraße, welche die Englische Kirchenmissionsgesellschaft unter der Führung des tapferen Schotten Alexander Mackay von Bagamoyo aus 1876 zur Sicherung des Verkehrs mit ihrem neuen Arbeitsfeld in Uganda anzulegen versuchte, hatte sich für diesen Zweck als unbrauchbar erwiesen und nur den Anlaß zu den Missionen in Ugogo und Usagara gegeben. Aus der kurzen Missionsgeschichte Ostafrikas konnte man nur die Lehre ziehen, daß zu den wichtigsten Vorbedingungen für eine tief im Innern gelegene Mission ein leidlich gangbarer Verbindungsweg mit der Küste gehöre.

An der Küste selbst hatte 1887 die „Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika" (jetzt Bielefelder) in der Hauptstadt Daressalam und 1899 in dem wichtigen Hafenplatz Tanga sich niedergelassen. Schon ihre ersten Erfahrungen zeigten, daß ostafrikanische Küstenmission eine überaus mühsame, opferreiche, nur spärliche Frucht bringende Geduldsarbeit sein werde. Dagegen boten die Arbeiten der Kirchenmissionsgesellschaft in Uganda und der Schotten im Njaßalande verlockende Beweise für die Empfänglichkeit und Bildsamkeit der Inlandstämme. Sollten wirklich die deutschen Missionen ihre Kräfte verzehren und kostbare Jahrzehnte verlieren, um an der Küste dem Islam ein Häuflein von Seelen abzuringen, während er selbst diese Zeit benutzen würde, um tiefer und tiefer ins Inland vorzudringen und die hoffnungsvollen Heiden-

völker dem Evangelium ebenso zu verschließen, wie er es mit der Küstenbevölkerung bereits getan hatte?

Aus all' diesen Erwägungen entschied sich die Berliner Mission nach Befragung schottischer Missionsarbeiter und nach Verständigung mit dem Missionsdirektor der Brüdergemeinde Buchner 1890, gemeinsam mit dieser Mission das einzige weit abliegende Inlandgebiet zu wählen, das auf einem Wasserwege, wenn auch auf einem beschwerlichen, mit weitem Bogen durch portugiesisches Land führenden und damals recht gesundheitsgefährlichen, zu erreichen war, das Kondeland am Nordufer des Njaßa. Von Chinde aus konnte die Reise dorthin über den Sambesi den Schire hinauf und über den Njaßa mit geringer Unterbrechung zu Schiff ausgeführt werden. Die Verabredung mit den Herrnhuter Freunden ging dahin, daß eine von der Nordspitze des Sees in nördlicher Richtung führende Grenzlinie alles Land westlich ihnen, das Land östlich der Berliner Mission zuteilen sollte.

2. Die Besetzung des Njaßalandes durch die Berliner Mission.

Nach sorgfältigen Vorbereitungen, bei denen der Rat der am Njaßa arbeitenden Schotten und Engländer wertvollen Dienst leistete, traf die von Merensky geführte Kolonne Herbst 1891 bei „dem guten Häuptling Mwapoeri" ein, an den sie Dr. Croß gewiesen hatte, stieß aber sofort auf die noch heute nicht überwundene größte Schwierigkeit der Kondemission. Das deutsche Kondegebiet (Konde = Niederung) zerfällt in das durch Anschwemmung gebildete „Unterland" und das zu den Gebirgen ansteigende „Oberland". „Auf drei Seiten von schroffen Bergwänden umschlossen, im Süden an den weiten Njaßa grenzend, erinnert es an ein antikes Amphitheater, dessen Szene die Kondeebene und dessen ansteigenden Zuschauerraum das Kondeoberland und die es begrenzenden Bergwände bilden". Das Unterland ist recht fruchtbar und dicht bevölkert, aber sumpfig und darum für Europäer sehr ungesund. Die Missionare stiegen daher zum Oberlande auf und legten in schneller Folge die Stationen Wangemannshöh (1891, aus Gesundheitsgründen als „Neu-Wangemannshöh" 1899 höher hinauf verlegt), Manow (1892) und Mwakaleli (1893) an.

Sie waren nicht nur von der wunderbaren Schönheit des Landes, den üppigen Bananenhainen, den stattlichen Rinderherden, den sauberen Hütten und Ställen entzückt, sondern mehr noch von der Beschaffenheit des Volkes. Tapfer und kriegstüchtig und dennoch friedliebend, hatten die Konde gegen umwohnende Raubstämme ihre Freiheit siegreich behauptet und den Schotten in Karonga die Abwehr der Araber ermöglicht. Ihre Häuptlingsherrschaft ist durch Recht und Volkswillen beschränkt, ihr Strafrecht milde, Sklaverei ist nicht vorhanden; grausame Volkssitten, Roheit und Trunksucht sind im Vergleich mit anderen Stämmen selten. Auch Geisterfurcht und Zauberei treten verhältnismäßig zurück. Das Volk ist gutmütig, gastfrei und gegen den Weißen bescheiden, aber stolz auf seinen Reichtum und die väterliche Sitte, geistig gut begabt, in Ackerbau und Viehzucht geschickt und fleißig.

Die Missionare, denen südafrikanische Erfahrung (Merensky, Nauhaus, Schumann) sprachlich und missionarisch zugute kam, fanden schnell das Vertrauen von Volk und Häuptlingen. Zahlreich kamen Arbeiter zum Bau der Stationen, die Predigten in den Dörfern wurden aufmerksam gehört. Die Bevölkerung, die kaum je Weiße gesehen, auch fast nichts über sie gehört hatte, stand anfangs wie unter einem Zauber, ließ sich willig leiten, brachte ihre Streitigkeiten zur Schlichtung und erbat in kleinen und großen Dingen Rat von den Missionaren, die nicht selten als „Götter" bezeichnet wurden. Einzelne begannen auch alsbald (schon 1892) sich von Lüge, Diebstahl und schlechten Reden loszusagen, weil sie jetzt wüßten, daß „das vor Gott Unrecht ist" und „Gott Räuber und Diebe nicht liebt"; „fortan soll Jesus unser Herr sein". Stationsarbeiter saßen fast allabendlich in der Stube der Missionare, um von göttlichen Dingen zu hören. Auch die Rinderpest, die 1892 den Reichtum des Landes dahinraffte und von dem Geisterorakel des Mbaßi gegen die Missionare gedeutet wurde, und ein Konflikt des Volkes mit der 1893 gegründeten Regierungsstation Langenburg, der 1897 zur Erhebung und zur empfindlichen Züchtigung der Konde führte, konnten das Verhältnis zu den Missionaren nicht ernstlich erschüttern.

Um wenigstens auch einen Stützpunkt für die Arbeit an dem volkreichen Unterlande zu gewinnen, wurde 1893 am Nordostufer des Njaßa auf einer sandigen Halbinsel die Station Ikombe angelegt.

Die Uferbewohner, Keßi (= Bootsmänner) genannt, sind ein Mischvölkchen aus allerlei Stämmen, dessen Dialekt durch die Kondesprache allmählich verdrängt wird. Sie nähren sich von Fischfang und Töpferei und sind ärmer und weniger stolz als die Konde. Auch sie nahmen die Missionare freundlich auf. Ein Stahlboot, „Paulus", sollte zur Verkündigung auf Uferplätzen und zum Warenverkehr dienen. Zugleich sollte von Ikombe aus in den benachbarten Kondedörfern gepredigt werden. Auch hier fanden die Missionare ein empfängliches, lenksames Volk und eine sich schnell ausdehnende, aussichtsvolle Arbeit. Doch ergaben sich in ihr mancherlei Schwierigkeiten. Die fast unerträglich heiße Station brachte den Missionaren häufige Erkrankungen und Arbeitsunterbrechungen. Ein Dampfboot auf dem stürmereichen See fordert sachkundigere Führer, als es die häufig wechselnden Missionare sein können. Schließlich stand Ikombe, weil es an gesunden Missionaren fehlte, lange unbesetzt. 1909 wurde die Station, deren Gebäude leider in den Jahren, in denen es an europäischer Aufsicht fehlte, durch Termiten heillos unterwühlt waren, nach Matema am Ufer des Kondeunterlandes verlegt, von wo aus auch die Plätze des Oststrandes bis nach Wiedhafen missionarisch bedient werden sollen. Zu diesem Zwecke wurde 1910 der Station noch ein Stahlboot für Ruderer gesandt, doch macht der Besuch der Uferdörfer, die wegen der steil im Nordosten aus dem See aufragenden Felsen zu Lande nicht zu erreichen sind, dauernd große Schwierigkeiten. Eine ausreichende missionarische Bedienung wird erst möglich sein, wenn eine größere Zahl tüchtiger eingeborener Helfer für diese Dörfer zur Verfügung steht.

Schon auf den Kondestationen waren die Missionare mit Bewohnern des Hochgebirges in häufige Berührung gekommen und hatten durch sie Beziehungen zu ihren Häuptlingen gewonnen. Das Livingstonegebirge, das, bis zur Höhe von 3000 Metern ansteigend und in weitem Bogen von Nordwesten nach Südosten sich ziehend, das Kondeland umgibt, wird von den Stämmen der Bwanji, Mawemba, Mahanzi, Kinga und Pangwa bewohnt.

Im Vergleich mit den Konde sind sie unsauber und arm. Schon die Hütten, die bei den Bwanji nicht zu Dörfern vereint, sondern hin und her im Busch verstreut sind, verraten geringe Kultur und Furcht vor übermächtigen Feinden. Nur soweit unzugängliches Bergland die Bewohner schützte, konnten

sie ihre Freiheit gegen Konde, Sangu, Hehe und Ngoni behaupten. Bedrängt und mißhandelt, waren sie scheu, mißtrauisch, gewalttätig geworden. Die Häuptlingsherrschaft ist bei ihnen stärker entwickelt, Zauberei und Geisterfurcht mächtig (besonders bei den Kinga), Hanfrauchen (Kinga) und Trunksucht (in verheerendem Maß bei den Pangwa) verbreitet.

Schon in der Hoffnung auf Schutz nahmen die Bergstämme die Missionare gern auf. Durch die Kingastationen Bulongwa (1895) und Tandala (1897), die Bwanjistation Magoje (1900) und die Pangwastation Milow (1902) wurde der Gebirgsgürtel einstweilen missionarisch versorgt. Die Gründung einer dritten Kingastation östlich von Tandala ist erwünscht, weil von einer Station aus der starke Stamm mit seinen vielen Gebirgsdörfern nicht genügend erreicht werden kann.

Bei weiterer Ausdehnung mußte sich die Arbeit den drei kriegerischen Herrenvölkern: den Sangu im Norden, den Hehe im Nordosten und den Ngoni (auch Gwangwara genannt) im Südosten zuwenden. Der ursprüngliche Plan faßte alle drei ins Auge. Schon 1892 hatte Merensky mit dem Sangusultan Merere über Niederlassung in seinem Lande verhandelt, und Missionar Maples in Likoma von der anglikanischen Universitäten-Mission hatte Beziehungen zu den Ngonihäuptlingen vermittelt. Diese Pläne wurden aber dadurch gestört, daß sich 1896 die Benediktiner im Norden von Uhehe, 1897 dieselben in Ungoni und die weißen Väter in Rwiba (Usangu) niederließen. Hätte die Berliner Mission demgegenüber auf ihre älteren Rechte ganz verzichtet, so wäre ihr jede zusammenhängende Ausdehnung für die Zukunft versperrt worden. Sie mußte sich ein ausreichendes Arbeitsfeld sichern. Ueber die Wahl entschieden politische Verhältnisse.

Der gewaltige Hehesultan Kwawa, der vordem mehr als die Hälfte von Deutsch-Ostafrika unter seinem Einfluß gehabt und 1891 der Schutztruppe durch Niedermetzelung der Zelewskyschen Expedition die schwerste Niederlage beigebracht hatte, die sie je erlitten, war 1896 durch von Scheele unterworfen und, da er sich wieder erhob, 1898 durch Hauptmann von Prince im Bunde mit den Sangu in einem blutigen Guerillakrieg endgültig besiegt worden. Der Regierung war die Mitarbeit der Mission zur Herstellung von Frieden und Wohlfahrt erwünscht. Für die Berliner Mission kam zunächst der südwestliche Teil des Kwawareiches, das vom Livingstonegebirge zum Ruaha sich

senkende Hochland Ubena, in Betracht. Es hatte, von jeher Zankapfel und Schlachtfeld für Hehe, Sangu und Ngoni, schwer gelitten; die Bewohner sehnten die Missionare herbei und sandten, als sich die Erfüllung ihrer Bitte hinzog, unaufgefordert Träger, um die Missionare zu holen. Diese fanden weite Strecken des Landes verwüstet und entvölkert, den Viehstand fast gänzlich geschwunden. Noch heute sind Leute mit abgehauenen Händen Zeugen dafür, wie hier die Sangu gehaust haben. Die Bena, die sich ihrer wilden Nachbarn nicht hatten erwehren können und abwechselnd unter harter Herrschaft von Hehe- oder Sangu-unterhäuptlingen standen, galten für schwach, feige und wenig bildungsfähig, während die Sangu grausam und lasterhaft, die Hehe stolz und kriegerisch, auch durch ihre Sultane an straffe Zucht gewöhnt waren.

Durch die Anlage der Stationen Kidugala (1898), Lupembe (1899), Jacobi (1899) und Ilembula (1900) wurde Ubena, durch Mufindi (1898, 1903 in südwestlicher Richtung nach „Emmaberg" verlegt) und Muhanga (1899) der südliche Teil von Uhehe der Berliner Mission gesichert. Als ihre Arbeit mit der der Benediktiner sich zu berühren anfing, fand zur Verhütung gegenseitiger Störung eine freundnachbarliche Verständigung statt, die 1906 zu dem Vertrag von Gawiro führte, der im Norden den kleinen Ruaha als Grenze festsetzte. Die Berliner Mission verzichtete auf wichtige Gebiete im südlichen Uhehe, die Benediktinermission dagegen auf Rwiba (Sanguland), das sie inzwischen von den Weißen Vätern übernommen hatte. Demgemäß begann die Berliner Mission 1908 durch Gründung der Station Brandt ihre Arbeit auf Sanguland auszudehnen. Dagegen ist Ungoni, das zu bearbeiten der sehnlichste Wunsch der Missionare war, der Berliner Mission verloren.

Weitere Abreden führten auch zu einer Abgrenzung im Süd- und Nordosten. Die Linie läuft von Wiedhafen am See in nordöstlicher Richtung den Lauf des Ruhuhu hinauf zwischen Pangwaland und Ungoni, Ubena und Upogoro, folgt in der Ulangaebene dem Lauf des Ruhudje und setzt sich in der gleichen Richtung bis zum Ruaha fort. Die Nordostgrenze läuft zwischen Muhanga und Iringa in östlicher Richtung gleichfalls auf den großen Ruaha zu.

Die Wiederbesetzung der acht Jahre lang verwaisten Station Muhanga wurde 1910 durch eine besondere Stiftung pommerscher

Missionsfreunde ermöglicht. Auf einen für weniger ungesund geltenden Platz unweit von Muhanga verlegt, erhielt die Station den Namen „Pommern". Dadurch, daß die B. M. G. 1903 auch die Arbeit der Bielefelder Mission in Usaramo übernahm (s. unten S. 35 ff.), stieg die Zahl ihrer Stationen in Ostafrika auf 18.

Diese schnelle Ausdehnung, in der Heimat als Zeichen kräftigen Fortschritts freudig begrüßt, vollzog sich zum Teil nicht nach dem Gesetz unwillkürlichen Wachstums, sondern unter dem Hochdruck der Sorge um Erhaltung des nötigen Spielraums für zukünftige Entwicklung.

Die Gesellschaft, die 1892 auch in Maschonaland eine neue Arbeit begonnen hatte, gleichzeitig in Südchina einen kräftigen Aufschwung erlebte und 1898 noch Kiautschau übernahm, konnte zunächst weder für Usaramo noch für die Njaßastationen die erwünschten Mittel und Arbeitskräfte stellen. Dazu rissen Krankheit und Tod schmerzliche Lücken in die kleine Schar. Unter den schnellen Neugründungen litt die Arbeit auf den älteren Stationen; eine Zeitlang waren drei, ja vier Stationen unbesetzt. An die Gesundheit und Entsagung der Missionare mußten, zumal bei der Besetzung von Uhehe, fast übermäßige Anforderungen gestellt werden. Noch immer sind die Berliner Njaßastationen längst nicht so stark besetzt, wie es in tropischer Mission unerläßlich ist.

Aber mit diesen großen Opfern sind wertvolle Errungenschaften bezahlt. Die Berliner Mission hat im Njaßalande ein Gebiet von 40 500 Quadratkilometern (also von der Größe der Provinz Brandenburg) mit etwa 250 000 Einwohnern (die Schätzungen weichen, da sichere Unterlagen trotz der Hüttensteuer noch fehlen, stark voneinander ab) als unbestrittene Interessensphäre gewonnen. Rechnet man das benachbarte Arbeitsfeld der mit ihr nahe verbundenen Brüderkirche (19 500 Quadratkilometer = Württemberg) hinzu, so ist der evangelischen Mission hier ein Gebiet von ganz bedeutendem Umfang gesichert, das weder von katholischer Konkurrenz noch bisher in erheblichem Maße von mohammedanischer Propaganda durchsetzt ist. Wieder mag ein Vergleich mit Südafrika lehrreich sein. Während hier 59 Berliner Stationen auf das ungeheure Gebiet vom Kap bis zum Limpopo mit all' seinen Stämmen und Sprachen verstreut sind und nur mit großen Anstrengungen zu einer kirchlichen Gemeinsamkeit haben gelangen können, scheint das Njaßagebiet

der Berliner Mission mit seiner Einheit und Geschlossenheit für den Bau einer volkstümlichen Kirche günstigere Bedingungen zu bieten. Während die Konde-, Kinga- und Bwanjistationen zur sog. „Kondesynode" zusammengefaßt sind, wird die Gemeinschaft der Bena-, Hehe-, Pangwa- und Sangustationen mit gleichfalls nicht ganz zutreffendem Namen „Hehe-Synode" genannt. Die beiden Kirchenkreise stehen miteinander in engem Verkehr, haben manche gemeinsame Einrichtungen (z. B. ärztliche Mission, Missionarskinderschule) und veranstalten von fünf zu fünf Jahren eine gemeinsame sog. „Generalsynode".

Aus der geschilderten Entwicklung ergeben sich deutliche Richtlinien für die Arbeit. Das große, schnell besetzte Gebiet mit seiner geringen Zahl von Missionaren muß in gründliche Bearbeitung genommen werden. Wir dürfen uns auch nicht damit begnügen, hie und da, wo etwa bei einem Häuptling oder unter seinen Leuten sich besondere Empfänglichkeit zeigt, eine neue Station oder Außenstation anzulegen, sondern müssen es planvoll darauf anlegen, das ganze Land mit Gottes Wort zu versorgen. Dazu sind freilich auch noch mehrere Hauptstationen nötig; das wichtigste Erfordernis aber ist für die Zukunft die kräftige Entwicklung der Außenarbeit.

Beide Synoden schließen neben gesunden Gebirgs- und Hochländern ungesundeste Niederungen ein, in denen Europäer nicht oder nur unter größter Vorsicht leben können. Darin liegt ein besonderer Antrieb, die eingeborenen Christen zur Mitarbeit zu erziehen. Gegenden, wie das Konde-Unterland, die Njaßaküste, die Sangufläche und die Ulangaebene könnten von Europäern allein niemals missioniert werden.

Den Ausgangspunkt des christlichen Lebens bietet die Hauptstation. Von ihrer gesunden Entfaltung, von ihrer Zucht und geistlichen Kraft hängt auch die Gestaltung der Außenarbeit ab. Die ersten Taufschüler fanden sich überall aus den Arbeitern, die sich zum Aufbau der Station einstellten und an den sonntäglichen Gottesdiensten und den nicht minder wichtigen täglichen Andachten gern teilnahmen, sich auch vielfach auf den Stationen ansiedelten. Die kulturelle Ueberlegenheit und die unermüdlich hilfreiche Freundlichkeit der Missionare sicherte ihnen auch schon in den Anfangszeiten schnell die Lernwilligkeit und unwillkürliche Unterordnung der Eingeborenen. Aus dem täglichen Umgang und aus der Verkündigung des Gotteswortes ergaben sich dann tiefere Einwirkungen. Weil es sich hier nicht,

wie in Südafrika von Anfang an, um Völker handelte, die vom Christentum schon etwas gehört und gesehen haben, dauert für den, der weitere Unterweisung begehrt und getauft werden will, der Unterricht in der Regel bis zu vier Jahren. Schon aus den ersten Getauften wurden Geeignete zur Weiterbildung und zum Helferdienst ausgesondert.

Danebenher ging von Anfang an Predigt auf benachbarten Heidendörfern. Es ist in der Regel für den Häuptling eine Ehrensache, den Europäer würdig zu empfangen und seine Botschaft anzuhören. Er bittet wohl auch um Wiederholung des Besuchs. Zeigen sich die Leute dauernd empfänglich, so wird, vielfach von dem Häuptling selbst, unentgeltlich oder mit bescheidenem Zuschuß von der Mission, eine Kapelle errichtet, und dadurch der Ort zum „Predigtplatz" erhoben, der nun vom Missionar oder von eingeborenen Christen der Hauptstation, die hiezu angeleitet und vorbereitet werden, regelmäßig besucht wird. Bitten hier etliche Leute um häufigeren Unterricht, und begehren sie Anschluß an die christliche Gemeinde, so wird, wenn irgend möglich, ein Helfer von der Hauptstation eingesetzt, für den der Häuptling Land anweist und, im Notfall wieder mit einem Zuschuß der Mission, eine Hütte errichtet. Dadurch wird der Predigtplatz zur „Außenstation", von der der Helfer in derselben Weise in der Nachbarschaft Predigtplätze einzurichten und zu besuchen hat. Melden sich auf der Außenstation Taufbewerber, so hat sie der Helfer zu unterrichten. In der Regel wird sie der Missionar vor der Zulassung zur Taufe für einige Zeit auf die Hauptstation zu ziehen suchen, um ihnen den grundlegenden Unterricht selbst geben zu können.

Damit die Beeinflussung des Außengebiets nicht von dem Zufall der Haltung eines Häuptlings oder einer Dorfschaft abhängig, sondern nach und nach die ganze Umgegend von der missionarischen Botschaft erreicht werde, veranstaltet der Missionar von Zeit zu Zeit unter der Begleitung und möglichst auch unter der Mitwirkung eingeborener Christen größere Predigtreisen durch die Heidendörfer. Auch sonst hängt der Fortschritt der Arbeit in nicht geringem Maß an der Mitarbeit der eingeborenen Christen, die vielfach Sonntags nach dem Gottesdienst auf der Hauptstation in kleinen Trupps in die Nachbarschaft ziehen, um, je nach ihrem geistlichen Vermögen, ihren Brüdern das Evangelium zu verkündigen oder wenigstens christliche Lieder zu singen und die Heiden zum Besuch des

Gottesdienstes der Hauptstation einzuladen. Vielfach haben eingeborene Christen auch dadurch sehr wertvoll mitgeholfen, daß sie Hauptstationen, die um der Erkrankung des Missionars oder aus Arbeitermangel zeitweilig unbesetzt bleiben mußten, verwalteten, so gut sie es konnten (vgl. besonders Klamroth, Auf Bergpfaden, 2. Auflage, S. 48 ff).

Durch diese Arbeitsweise ist die Gefahr, daß die Hauptstation eine einsame christliche Insel in einem heidnischen Meer bildet, in der Berliner Njaßamission glücklich überwunden. Die Außenarbeit hat sich überraschend schnell entwickelt. Alle älteren Stationen sind von einem von Jahr zu Jahr wachsenden Kranz von Außenstationen und Predigtplätzen umringt, und das Schwergewicht des christlichen Lebens beginnt sich auf den älteren Stationen mehr und mehr in die Umgebung zu verlegen. Dies ist um so wichtiger, weil auf der Hauptstation die Eingeborenen in der Regel nicht als freie Grundeigentümer, sondern als Pächter der Mission wohnen, also unter Bedingungen, die von denen der umliegenden Dörfer stark abweichen. Nur dadurch aber kann die christliche Kirche in einem Lande volkstümlich werden, daß sie sich in die normalen Lebensverhältnisse des Volkes einfügt. Unter den hier erreichten Umständen ist die Hauptstation nur der Mittelpunkt, das Muster und die Kraftquelle, aber nicht der alleinige Schauplatz, auf den sich die missionarische Wirksamkeit beschränkt. Bei älteren Stationen sind einige Außenstationen bereits zu stattlichen Gemeinden herangewachsen. So zählten Ende 1910 von den Außenstationen von Neu-Wangemannshöh das Lepradorf bereits 74 Getaufte und 66 Taufbewerber, Alt-Wangemannshöh 66 Getaufte und 41 Taufbewerber, Kisale 64 und 30. Gemeinsame Feier kirchlicher Feste führt die Außengemeinden auf die Hauptstation.

Durch diese sehr erfreuliche Entwicklung wird der Missionar aber auch vor ein schwieriges Problem gestellt. Das Christentum ist erst so kurze Zeit im Lande, daß auch die gereiftesten und begabtesten Helfer nicht, wie dies in Südafrika gottlob in sehr hohem Maße der Fall ist, ihre Gemeinden mit einiger Selbständigkeit leiten und durch Wort und Sakrament versorgen können. Sie bedürfen selbst der beständigen Aufsicht, Anleitung und Weiterbildung durch den Missionar. Unter den primitiven Verhältnissen des Landes aber stellen schon der Aufbau und die wirtschaftliche Leitung der Hauptstation, der Dienst an den Kranken und die Schularbeit so hohe Anforderungen an die Zeit

und Kraft des Missionars, daß er nicht weiß, wie er mit der Erfüllung all' dieser Pflichten den regelmäßigen, häufigen Besuch der Außenstationen und Predigtplätze auf mangelhaften Wegen und mit unzureichenden Verkehrsmitteln verbinden soll. Dazu kommt, daß der Arbeitsleistung des Europäers das Klima eine Grenze zieht, die er nicht ungestraft überschreiten darf. Es bedarf keines Nachweises, daß ein Missionar in einem Gebirgslande wie Ukinga nicht gleichzeitig eine Hauptstation, vier Außenstationen und 49 Predigtplätze genügend versorgen kann, wenn er auf seinem Posten allein steht. Der Grundsatz der Einzelbesetzung, der sich der Berliner Mission in Südafrika empfohlen hatte und infolge der Reife und Tüchtigkeit der dortigen Helfer auch festgehalten werden kann, ist daher für die schnelle Entwicklung der Njaßamission unanwendbar. Am schlimmsten wird durch die Ueberlastung und Zersplitterung des einzelnen Missionars die Schularbeit gefährdet. Zunächst wurden zur Entlastung der Missionare von den wirtschaftlichen Aufgaben Handwerkerbrüder ausgesandt. Auch die Anwesenheit einer Missionsschwester macht die Kraft des Missionars für seine eigentümlichen Aufgaben freier. Für einige größere Stationen aber ist Doppelbesetzung grundsätzlich beschlossen. Leider gestattete bisher der Mangel an Missionaren in der Regel die Ausführung noch nicht.

Ungenügende Versorgung der Außenstationen schließt aber sehr ernste Gefahren für die innerliche Qualität der schnell sich mehrenden jungen Gemeinden ein. Um dem nach Möglichkeit zu begegnen, ist von Anfang an auf die Ausbildung und weitere Erziehung der eingeborenen Helfer großer Fleiß verwandt worden. Die Missionsliebe des 1911 heimgegangenen hochherzigen Freundes der Berliner Mission, Geh. Kommerzienrat Bolle, — er hat bei Lebzeiten ungenannt bleiben wollen — ermöglichte es, zu einer Zeit, in der die Berliner Mission sonst in ihrer Entfaltung durch Mangel an heimatlichen Einnahmen empfindlich gehindert wurde, in jeder der beiden Synoden eine Helferschule zu errichten.

Hier werden eingeborene Christen zwei bis drei Jahre unterwiesen, um Prediger und Lehrer in ihrem Volk zu werden. Sie erhalten von der Mission nur einen bescheidenen Zuschuß zu ihren Lebensbedürfnissen, bringen im übrigen ihren Unterhalt durch Ackerbau, den sie neben ihrem Unterricht treiben, auf. Sie sollen der derben Handarbeit

durch ihre Bildung nicht entwöhnt und vor Hoffahrt gegenüber ihren Volksgenossen nach Möglichkeit bewahrt werden. Die Erfahrungen sind, obschon die überaus dürftige Vorbildung, die die Seminaristen mitbringen, den Unterricht bisher recht erschwert hat, günstig.

3. Die Schularbeit.

Ihrer südafrikanischen Tradition folgend, hat die Berliner Mission auch in Deutsch-Ostafrika ursprünglich ihre Arbeit auf Evangelisation und Gemeindebildung, nicht auf Schulbetrieb, aufgebaut. Insbesondere hat sie nicht, wie andere ostafrikanische Missionen es getan haben, ein großes Internat zur Grundlage ihrer Mission gemacht, noch auch auf den Stationen Kostschulen errichtet. Sie scheute die Bildung einer ersten Christengeneration aus solchen Schülern, also aus jungen Leuten, für die die versuchungsreichen Jahre erst nach der Taufe kommen, auch die Heraushebung aus den heimischen Verhältnissen und die Gewöhnung an die Missionskrippe. Wo aber sich auf Haupt- und Außenstationen Gemeinden bildeten, sollte außer dem Taufunterricht für die Erwachsenen auch Schule für die Kinder eingerichtet werden. Die Ausführung dieses Vorhabens aber litt unter der geschilderten Ueberlastung des auf der Station alleinstehenden Missionars. Auch zeigte die Erfahrung, daß für die gewaltige Aufgabe des grundlegenden Aufbaues einer christlichen Volksschule in einem bisher schriftlosen und jeglicher Bildungselemente entbehrenden Volk die pädagogisch-didaktische Vorbildung der Missionare gründlicher und vielseitiger sein muß, als sie bis in das letzte Jahrzehnt hinein auf deutschen Missionsseminaren zu sein pflegte.

Diesem Mangel ist durch Umgestaltung des Unterrichtsplans im Berliner Missionsseminar und durch Einführung besonderer pädagogisch-didaktischer Kurse abgeholfen, die seit 1910 an den Frankeschen Stiftungen in Halle mit Genehmigung des preußischen Kultusministeriums unter Leitung von Geheimrat Prof. D. Dr. Fries für einzelne Missionare veranstaltet werden, die sich dem Schuldienst hauptsächlich widmen sollen. Außerdem ist 1909 und 1910 in jeder der beiden Synoden ein Schulkursus abgehalten worden, an dem auch eingeborene Helfer teilnehmen durften. Obschon diese Maßnahmen erst jüngsten Datums sind, treten die günstigen Folgen in dem Schulbetrieb bereits zutage.

Auch die Ausbildung der Helfer auf den Seminaren krankte zunächst daran, daß sie nicht genügend die Tatsache berücksichtigte, daß der Helfer fünf Tage der Woche (der Sonnabend ist schulfrei um der Vorbereitung auf den Sonntag willen) Lehrer und nur einen Tag Prediger sein soll. Die Lehrpläne sind daher durch reichlichere Einführung von Unterrichtsübungen verbessert worden, das Helferseminar der Hehe-Synode in Kidugala hat 1910 in einer Njaßabundschwester, die geprüfte Lehrerin ist, eine besondere Lehrkraft für die pädagogischen Fächer erhalten. Der gleiche Wunsch für Manow konnte noch nicht befriedigt werden.

Bedenkt man die völlig unzureichende Zahl von Missionaren gegenüber dem ungeheuren Arbeitsfeld, die Schwierigkeiten des ersten Anfangs in den primitiven Verhältnissen des abgelegenen Gebietes und die häufige Behinderung durch Krankheit, so muß man den Leistungen der Missionare auf sprachlichem Gebiet die höchste Anerkennung zollen. Das Njaßagebiet der Berliner Mission ist in nicht weniger als sieben bis acht Stammessprachen zersplittert, unter denen die Kondesprache (Kinyakyusa) von den übrigen, untereinander nahe verwandten Dialekten erheblich abweicht. Die sprachliche und kulturelle Absonderung des Kondevolkes von den nordwestlich und nordöstlich wohnenden Stämmen läßt es nachträglich doch recht fraglich erscheinen, ob der so sympathische Plan der brüderlichen Teilung dieses kaum 70 000 Seelen zählenden Stammes zwischen Berliner Mission und Brüdergemeine missionarisch richtig war. Der Sprachunterschied von den Nordstämmen ist so stark, daß, während die in Kibena geschaffene Literatur sich ohne Schwierigkeit auch bei Hehe, Sangu und Pangwa verwenden läßt, für die Konde eine eigene Literatur und Helferbildung geschaffen werden mußte.

In den 20 Jahren der Berliner Mission im Njaßagebiet sind von ihren Brüdern in Druck gegeben worden: In der Kondesprache: Grammatik, Fibel, Katechismus, drei einzelne Evangelien, alttestamentliche Geschichten, ausgewählte Psalmen und seit 1909 in Uebersetzung von Miss. Nauhaus das ganze Neue Testament (ein Gesangbuch ist von der Brüdergemeine herausgegeben); in der Kingasprache: Grammatik, Fibel, Katechismus; in der Benasprache: Fibel, biblische Geschichten des Alten und des Neuen Testaments, ausgewählte Psalmen, Katechismus, sonntägliche Perikopen, neuerdings ein in der von

Eingeborenen bedienten Druckerei des Seminars in Kidugala hergestelltes Gesangbuch; endlich eine Arbeit über die Besonderheiten des Pangwadialekts.

Um die Regierung der Notwendigkeit zu überheben, eingeborene Unterbeamte, Schreiber, Diener, Soldaten von der Küste ins Inland zu versetzen, wo sie in der Regel Verbreiter des Islam sind, und ihr die Möglichkeit zu geben, statt dessen christliche Eingeborene zu verwenden, ist von der Berliner Mission eine Mittelschule in Lupembe errichtet worden, deren Erhaltung sich der Lehrermissionsbund zur Sonderaufgabe macht. Auch verbindet sich mit dem erfreulich sich entwickelnden Institut der Wunsch, nach und nach besser vorgebildete Seminaristen für die Helferschulen zu erhalten. Es ist dem Mittelschüler nach Vollendung seiner dreijährigen Ausbildung freigestellt, ob er in den Regierungs- oder Missionsdienst treten will. Auch Häuptlingssöhne haben die Ausbildung in der Mittelschule nachgesucht.

Der Unterricht wird in allen Schulen der Berliner Njaßamission in den Stammessprachen erteilt, d. h. auf den eigentlichen Kondestationen in Kinyakyusa, auf den Kingastationen in Kikinga, auf den übrigen Stationen in Kibena. Auf der Mittelschule, auf den Seminaren, neuerdings auch in größeren Hauptstationsschulen, wird auch Unterricht in Kisuaheli erteilt, das mehr und mehr zur Verkehrssprache für die ganze Kolonie wird. Auf der Mittelschule und in den Seminaren wird auch Deutsch gelehrt.

Der Masse der Bevölkerung fehlt entsprechend ihrem kulturellen Niveau und der Abgelegenheit des Landes noch das Verständnis für den Wert der Schulbildung. Nur auf den Hauptstationen kann von den auf dem Boden der Gesellschaft wohnenden Eltern auf Grund des mit ihnen geschlossenen Pachtvertrages verlangt werden, daß sie ihre Kinder zur Schule schicken. Im übrigen besteht keinerlei Schulzwang, und die Regierung achtet peinlich darauf, daß auch von den eingeborenen Lehrern keinerlei Mittel angewandt werden, die von Eltern oder Kindern als Zwang empfunden werden können. Die Folge davon ist, daß der Schulbesuch recht unregelmäßig ist, der Missionar oder Lehrer die Eltern oder Kinder beständig zu ermahnen und zu bitten hat. Unter dieser Unregelmäßigkeit leidet aber naturgemäß

die Wirkung des Unterrichts. Nur, wo allmählich ein Verständnis dafür aufdämmert, daß diese Bildung im künftigen Leben Nutzen bringen könnte, beginnt der Schulbesuch sich zu heben. Dies ist besonders seit dem Jahre 1908 im Kondelande in der Nähe der englischen Grenze der Fall, jenseits welcher die großartige Schularbeit, die durch die schottische Mission von Livingstonia aus betrieben wird, einen weithin wirkenden Einfluß auf die Bevölkerung ausübt.

Der Entwicklung des Missionsschulwesens ist auch außerordentlich hinderlich, daß die Kolonialregierung, hierin bedauerlich hinter den Regierungen der englischen Kolonien zurückstehend, bisher so gut wie nichts zur Unterstützung der Missionsschulen tut, obschon letztere viel zahlreicher sind als die Regierungsschulen und eine ungleich größere Volksmasse erreichen. Den Missionen aber fehlen die Mittel, um für ihre vielen Schulen ausreichende Schulgebäude zu errichten und sie in derselben Weise mit Lehrkräften und Lehrmitteln zu versehen, wie dies seitens der Regierung mit ihren religionslosen Schulen geschieht.

Trotz all dieser Hindernisse entwickelt sich das Missionsschulwesen auch der Berliner Mission am Njaßa von Jahr zu Jahr stärker. Während noch im Jahre 1905 die Schulen der Berliner Njaßamission nur von kaum 900 Schülern besucht wurden, befanden sich am Ende des Jahres 1910 3395 Schüler in ihrer Pflege. Mit dem Kulturfortschritt wird der Lerntrieb sicher erwachen. Seine Befriedigung wird eine weitere große Missionsgelegenheit bieten.

4. Gesundheitsfürsorge und ärztliche Mission.

Die zahlreichen Erkrankungen und Todesfälle, welche in den ersten Jahren die kleine Schar der Arbeiter lichtete, überführten davon, daß auch mittelafrikanische Inlandarbeit, selbst wenn sie vorwiegend hochgelegene Gebiete zum Schauplatz hat, nicht ohne ernste Gesundheitsgefahr getrieben werden kann, teils weil in häufigen Fällen schon die Reise den Krankheitskeim überträgt, teils weil die Arbeit sich auf hoch und gesund gelegene Plätze nicht beschränken kann, sondern auch der Bevölkerung der ungesunden Täler und Tiefländer nachgehen muß. Die schmerzlichen Erfahrungen nötigten zu wachsender Vorsicht und Fürsorge, die auch durch Gottes Gnade dazu geholfen hat,

daß sich die Verluste und schweren Erkrankungen im zweiten Jahrzehnt der Berliner Arbeit im Njaßalande auf vereinzelte Fälle beschränkt haben. Diese günstige Wendung hängt in erster Linie mit den Fortschritten der Tropenmedizin zusammen, vor allem mit der Einsicht in die Entstehung und Verhütung der Malaria. Ohne tropenhygienische Belehrung soll daher niemand mehr nach Ostafrika ausziehen, auch Bräute und Handwerker nicht.

Eine erhebliche Verbesserung hat auch der Wechsel des Reiseweges gebracht. So wertvoll auch in der Anfangszeit die Verbindung über den Sambesi-Schire — ohne sie wäre anfänglich ein Verkehr mit der Heimat kaum möglich gewesen — war, so kamen doch gerade hier häufige und schwere Malaria-Infektionen vor, einmal in den letzten Jahren auch eine Infektion mehrerer Reisender mit Schlafkrankheit. Seit der Bau der Zentralbahn von Daressalam in der Richtung nach dem Tanganjika Kilossa erreicht hat, war es möglich, reichlich die Hälfte des Ueberlandweges mit dem Zuge durch deutsches Gebiet zurückzulegen. Freilich ist auch diese Reise mit ihrem langen Landmarsch in großer Karawane, mit dem häufigen Uebernachten im Zelt und dem steilen Aufstieg nach dem Bena-Hochplateau beschwerlich; doch sind — abgesehen von einzelnen Erkrankungen an Rückfallfieber, die sich aber bei größerer Vorsicht künftig werden vermeiden lassen — Gesundheitsstörungen ernstlicher Art nicht vorgekommen.

Die Todesfälle der ersten Jahre hingen auch mit dem Mangel geeigneter Nahrungsmittel und gesunder Wohnungen zusammen. Dazu kamen die außerordentlichen körperlichen Anstrengungen, die die erste Kultivierung der Plätze und der Bau der steinernen Gebäude erforderte. Seit es gelungen ist, die wichtigsten Nahrungsmittel aus dem Lande selbst zu gewinnen (siehe unten S. 25 ff.!), und seit die Mehrzahl der Stationen mit festen gesunden Wohnhäusern versehen ist, war vielen Gesundheitsschädigungen der Boden entzogen. Es ist freilich mißlich, in kaum erschlossenem Lande und auf Plätzen, über deren Verhältnisse eine längere Erfahrung noch nicht vorliegt, alsbald massive Häuser aufzuführen, auf die Gefahr hin, daß in einzelnen Fällen die Station nachträglich doch noch verlegt werden muß. Doch dürfen Europäer in solchem Lande nicht über eine gewisse Zeit in Hütten leben. Auch rechtzeitiger Urlaub, sei es mehrwöchentlicher von tiefer gelegenen Stationen auf gesündere

in den Bergen, sei es Europaurlaub, minderte die Gesundheitsgefahr.

Um den Missionarsfrauen, die hier fernab von ärztlichem Rat und jeglichem sachkundigen Beistand besonderen Notständen ausgesetzt waren, nach Möglichkeit Hilfe zu bringen, berief die Berliner Mission 1901 eine auch geburtshilflich ausgebildete Krankenschwester zu ambulantem Dienst auf den Njaßastationen. Um diese Fürsorge zu steigern, bildete sich 1904 der „Njaßabund evangelischer Jungfrauenvereine", der zunächst nur Krankenschwestern auszusenden beabsichtigte, dann aber auch für die „Missionarskinderschule" in Tandala, gleichfalls eine Bollesche Stiftung, eine Pflegeschwester als Gehilfin der Lehrersfamilie aussandte, 1911 auch eine Lehrschwester für das Helferseminar in Kidugala gestellt hat und sich mit der Absicht trägt, größere Stationen auch mit Gemeindeschwestern zum Dienst an den Kranken und in der Schule zu versorgen. Wie die Arbeit des Njaßabundes, aus dem Wunsch nach besserer Fürsorge für die Missionarsfamilien entstanden, mehr und mehr sich den Eingeborenen zugewandt hat, so kommt auch die Tätigkeit des 1910 ausgesandten Missionsarztes vornehmlich den Eingeborenen zugute.

Von Anfang an führten sich die Missionare als „Gottesboten und Aerzte" ein. Mit einer glücklichen Augenkur erwarb sich Merensky den Schutz des gefürchteten Merere. Die Stationen sind überall im Volk als die Plätze bekannt, auf denen man für allerlei Not Hilfe findet. Ganze Scharen werden täglich behandelt. Hierzu besitzt jede Station eine kleine Apotheke. Zwei Missionare haben eine besondere tropenärztliche Ausbildung erhalten. Wir verdanken ihr z. B. die wichtige Entdeckung, daß auf einigen Stationen etwa die Hälfte der Fieberfälle, die bisher als Malaria beurteilt wurden, auf Rückfallfieber beruht. Wiederholt haben die Missionare in Gemeinschaft mit der Regierung Seuchen unter Menschen und Vieh bekämpft, z. B. Pocken durch Massenimpfung. Im Bezirk Ilembula ist ein alter Pestherd; Kondeland ist wohl das schlimmste Aussatzgebiet der Kolonie. Die geistliche Pflege dieser Aermsten, die durch gemeinsame Bemühung von Regierung und Mission in drei Leprадörfern gesammelt sind, ist ein lieblicher Zweig unserer Arbeit. 1911 standen 423 Insassen von Aussätzigendörfern in der Pflege der Berliner Mission. Auch um Bekämpfung der Säuglingssterblichkeit haben sich einige Stationen mit Erfolg bemüht.

Durchreisende sind wiederholt erstaunt gewesen, wieviel kinderreicher als die Heidendörfer die Stationsdörfer seien, und wieviel gesünder hier die Kinder aussehen.

Diese Bemühungen erfuhren eine erfreuliche Stärkung 1909 durch Bildung des „Berliner Vereins für ärztliche Mission", der, aus der missionsärztlichen Bewegung, die vornehmlich in der Gründung des „Deutschen Instituts für ärztliche Mission" in Tübingen sich bekundete, und den Anregungen der Dernburgschen Eingeborenen-Politik hervorgegangen, es sich zur besonderen Aufgabe setzte, Aerzte auf die Arbeitsfelder der Berliner Mission, insbesondere in deutschen Kolonien, zu entsenden und hier eine planvolle Gesundheitsfürsorge an den Eingeborenen zu beginnen. Sein erster Missionsarzt, Dr. Oehme, steht, unterstützt durch eine, auch bakteriologisch geschulte, Njaßabundschwester, der im Frühjahr 1912 eine zweite folgen soll, im Begriff, Kidugala zu einer bedeutenden missionsärztlichen Station auszubauen. Der Plan umfaßt je ein massives Krankenhaus für Europäer und Eingeborene, ein Isolierhaus für Ansteckende und Geisteskranke und ein Schwesternhaus des Njaßabundes. Der Zudrang der Kranken ist stark, die Wirkung in gesundheitlicher wie missionarischer Hinsicht sehr günstig. Der Dienst an den Kranken ist der goldene Schlüssel zu den Herzen des Volkes, eine unwiderstehliche Tatpredigt von der Liebe Gottes in Christo Jesu. Dem Missionsarzt liegt auch die sanitäre Ueberwachung der Njaßastationen, die gesundheitliche Beratung der Missionarsfamilien, die Einrichtung und Versorgung der Stationsapotheken und die Oberleitung des gesamten von Missionaren, Missionarsfrauen und Njaßabundschwestern geleisteten Krankendienstes ob. Für die Zukunft sind auch tropenmedizinische Kurse für junge Missionare am Krankenhaus zu Kidugala in Aussicht genommen. Zum Dienst in dem stark bevölkerten, krankheitsreichen Kondeland ist ein Missionsdiakon mit dem Sitz in Neu-Wangemannshöh angestellt.

5. Wirtschaftliche Kultur. Erziehung zur Arbeit.

Schon das Bedürfnis der Stationsanlagen nötigte, die Eingeborenen zur Arbeit zu erziehen. Die Missionare haben oft geseufzt, wenn sie die halben Tage auf dem Bauplatz verbringen

mußten. Aber sie kamen dadurch in beständige Berührung mit den Leuten, und diesen prägte sich allgemein die nützliche Ueberzeugung auf: Auf der Missionsstation wird handfest gearbeitet, sogar von den reichen Weißen! Infolgedessen gehören für die Auffassung der Eingeborenen Christentum und Arbeit von Anfang an zusammen.

Bei guter Behandlung zeigten sich die Eingeborenen überall arbeitswillig und anstellig; doch tritt auch hierin der Stammesunterschied zutage. Auf allen älteren Stationen finden sich jetzt gut angelernte Ziegler, Maurer und Zimmerleute. Während Schutztruppe, Regierung und andere Europäer im Inlande in der Regel mohammedanische Fundi (gelernte Arbeiter) von der Küste verwendeten und anfangs auch kaum anders verfahren konnten, haben die Missionare, so schwer es ihnen auch wurde, ihre Häuser und Kirchen mit Leuten hochzubringen, die nie früher gehört hatten, daß man anders als mit Bambus, Lehm und Gras bauen könne, vom Ziegelstreichen an bis zur Tischler- und Schlosserarbeit nur die Söhne des Landes verwendet. Dadurch wurden die Bauten außerordentlich billig, und den Eingeborenen bot sich eine unvergleichliche Arbeits- und Bildungsgelegenheit. Zur weiteren Förderung dieser wirtschaftlichen Erziehung wurden, für die Kondesynode in Madehani bei Bulongwa, für die Hehesynode in Mufindi Tischlerschulen eingerichtet. Die von der Mission ausgebildeten Arbeiter und Handwerker sind dann in steigender Zahl auch auf Regierungsplätzen und Europäerfarmen in Dienst getreten, so daß zurzeit auch für diese ein Bedürfnis nach Heranziehung von Küstenleuten zu solchen Zwecken nicht mehr besteht. Zu selbständiger Arbeit nach europäischen Anschauungen ohne Aufsicht und Hilfe eines Weißen sind freilich die meisten unserer Eingeborenen noch nicht reif, und nicht nur infolge mangelnder oder geringer Schulbildung. Auch sind die wenigsten geneigt, stetig das ganze Jahr durch zu arbeiten. Man darf ja auch nicht erwarten, daß sich wie durch einen Zauber mittelafrikanische Naturkinder über Nacht in Handwerker oder Lohnarbeiter europäischen Musters verwandeln werden. Die Früchte der wirtschaftlichen Erziehung sind aber, wenn man den kurzen Zeitraum des Wirkens der Mission in diesen früher von europäischer Zivilisation noch gänzlich unberührten Landstrichen und den Abstand der Verhältnisse in Rechnung zieht, überraschend groß. Auch in Ansiedlerkreisen wird es jetzt gern anerkannt, daß mancher von

ihnen „der Mission einen geschulten Stamm tüchtiger Handwerker zu verdanken hat, der es ihm ermöglicht, mit billigeren und bescheideneren Leuten als den verdorbenen Küstenhandwerkern seine Wohnstätten zu errichten".

Wo die Stationen ausgebaut sind, entsteht eine ernste Verlegenheit. Das Land befindet sich in einer wirtschaftlichen Krise. Die Naturalwirtschaft beginnt dem Geldverkehr zu weichen. Die neue Zeit steigert auch schnell die Bedürfnisse. Die Regierung fordert Hüttensteuer, die Mission Gemeindeabgaben und Kollekten. Die übliche bequeme Erwerbsquelle, die Polygamie, mit der sich Aussicht auf viele Töchter und damit auf reiches Heiratsgut bot, ist dem Christen versperrt. Und doch soll gerade er sich anständige Kleidung halten, Bücher kaufen usw. Solange die Station reichlich Arbeiter braucht, ist für den Fleißigen gesorgt. Doch mußten nicht selten in der Zeit der Steuereintreibung Scharen Arbeitswilliger abgewiesen werden. Hört aber die Bauarbeit im großen Stil auf, so wird für die Mehrzahl die Frage brennend: „Wo treten wir nun in Dienst?" Andere Arbeitsgelegenheit ist, außer dem Wegebau, kaum vorhanden. So droht schließlich gerade den christlichen Eingeborenen Verarmung, Proletarisierung. Da bietet der Werber für den Bahnbau und für die Plantagen näher der Küste hohe Löhne. Aber viele unserer Hochlandneger vertragen das Tiefland nicht; die lange Trennung lockert die Ehen; selten bringt der Heimgekehrte außer dem Lohn etwas Gutes mit. Wohl ist der Missionar erfreut, wenn er über seine in der Ferne arbeitenden Leute von dem Farmer, bei dem sie in Dienst stehen, brieflich das Urteil erhält: „Ihre Leute sind ganz ausgezeichnet, fleißig, ehrlich, anständig. Und an ihrem Pastor (der Missionar ist gemeint) hängen sie alle." Aber er sieht doch mit Sorge den Strom der Wanderarbeiter zur Küste von Jahr zu Jahr wachsen (siehe unten S. 34!).

Versuche, die Eingeborenen durch Gewöhnung an den Bau einträglicher Landesprodukte fester auf der väterlichen Scholle zu halten, haben bisher nicht vollen Erfolg erzielen können. Zwar haben die Missionare von den europäischen Gemüse-, Frucht- und Getreidearten, die sie, hierin oft von ihren Frauen mit glücklicher Hand unterstützt, unter viel Mühe, aber mit ausgezeichnetem Erfolg im Lande einführten, an die Eingeborenen, soweit die Kulturen sich für diese eigneten, abgegeben

und sie im Anbau unterwiesen und tun dies weiter. Die Missionsstationen mit ihren Gärten, Feldern und Baumanlagen, mit ihren sauberen Dorfstraßen und Alleen, den stattlichen Europäerhäusern und schmucken Kirchen, und auch den, von den Heidendörfern auffallend abstechenden, sauberen Wohnungen der Eingeborenen, unter denen sich vereinzelt auch schon steinerne Häuschen finden, die sich die Leute selbst errichtet haben, überraschen den europäischen Reisenden wie Oasen in der Wüste. Auch um Einführung europäischer Viehrassen haben sich die Missionare bemüht. In den letzten Jahren ist es mehrmals, freilich mit großer Mühe, gelungen, sogar Pferde von der Küste durch das Tsetsegebiet glücklich auf das Benahochland zu bringen, wo ein Versuch mit Pferdezucht gemacht wird. Auch im Anbau der fremden Früchte haben sich die Eingeborenen gelehrig und willig gezeigt. Mit den Kartoffeln, die sie von der Aussaat des Missionars nach seiner Anleitung gezogen haben, erwerben sich in der Gegend der Kondestationen manche Eingeborene durch Verkauf an Europäer ihre Hüttensteuer.

Am besten ist dem Missionar Hübner in Bulongwa der Versuch geglückt, die ärmlichen Bewohner des Kingagebirges zum Anbau europäischen Weizens zu bewegen. Sie haben diese Kultur mit solchem Eifer aufgenommen, daß weithin die Hänge des Landes jetzt mit Weizenfeldern bedeckt sind, die Christen und Heiden auf eigene Rechnung anlegen. Die Frauen der Eingeborenen beginnen sogar bereits, nach dem Vorbild der Missionarsfrauen, Brot für den eigenen Bedarf zu backen. Der Kingaweizen half 1906 in der Hungersnot die Reste des Pangwavolkes vom Tode erretten. Längst hat sich die Kultur auf die benachbarten Hochländer der Pangwa, Bwanji, Safwa usw. ausgedehnt. Auch die Regierung hat sich die weitere Förderung dieser Eingeborenenproduktion angelegen sein lassen und sich bemüht, den Verkauf des Getreides, der sich jetzt auf Tausende von Zentnern beläuft, über die englische Grenze hin zu vermitteln.

Wie einst nach der Aufhebung der ländlichen Erbuntertänigkeit und der Dreifelderwirtschaft in Preußen in den Predigten der Landpfarrer die früheren Klagen über Faulheit der Bauern in die entgegengesetzten über Versäumnis der Gottesdienste um der Feldarbeit willen umschlugen, so haben unsere Missionare auch hier bereits beobachtet, daß Eingeborene, seit

sie erst ihren eigenen Vorteil vom Weizenbau erkannten und in Eifer gerieten, während der Bestell- und Erntezeit nicht mehr ganz so fleißig wie früher von weither zum Unterricht kamen. Auch bei dem Neger kann sich die viel gescholtene Faulheit schnell in Erwerbssinn, ja unter Umständen in arge Begehrlichkeit umwandeln. So notwendig, ja selbstverständlich die „Erziehung zur Arbeit" ist, so kann sie doch, auch bei Negern, heilsam nur wirken, wenn sie von einer sittlich-religiösen Unterweisung begleitet ist, die dem Menschen ein höheres Ziel als den irdischen Gewinn zeigt und die natürliche Selbstsucht durch Dankbarkeit gegen Gott und Liebe zu den Mitmenschen zügelt.

Leider ist in den letzten Jahren ein Rückschlag in der Weizenproduktion eingetreten, weil für den reichen Ertrag sich hinreichender Absatz nicht finden wollte. Solange die Produkte der Eingeborenen an den Wasserweg oder die Eisenbahnlinie weithin von Menschen getragen werden müssen, sind sie nur im nächsten Umkreis verkäuflich; hier aber ist der Markt schnell befriedigt. Durch diese Verkehrsmängel wurden bisher alle Bemühungen, die Eingeborenen des Ajaßalandes zu wertvollen Eigenkulturen größeren Stiles zu erziehen, gehemmt. Diese reichen Länder werden erst wirtschaftlich aufblühen und ihren Bewohnern auf dem väterlichen Boden einen gewinnbringenden Landbau ermöglichen, wenn sie durch eine Zweigbahn mit der Zentralbahn verbunden sein werden.

Ein aussichtsvoller Versuch, auf der Station Brandt Plantagen größeren Stiles anzulegen, wurde durch den jähen Tod des Missionars Ruhmland (1910) gestört. Aussendung einiger Gärtner oder Farmer zu planvollem Beginn nutzbringender tropischer Kulturen auf fruchtbaren Missionsstationen ist von den Missionaren erbeten, unterliegt aber noch der Erwägung. Allen derartigen Unternehmungen setzt die Schwierigkeit der Absatzverhältnisse ein Hindernis in den Weg. Sobald aber die Umstände es gestatten, soll auch auf diesem Wege versuchsweise vorgegangen werden, um die Arbeitsgelegenheit für die Eingeborenen zu vermehren und die Kosten des Missionsbetriebes durch Ausnutzung des Grundbesitzes zu mindern.

Hier hängen wirtschaftliche und sittlich-religiöse Werte aufs engste zusammen. Es wäre gewiß verfehlt, die Unterweisung von Naturvölkern auf Religionsunterricht und Aneignung von Schulkenntnissen zu beschränken. Ausbildung in europäischen Handwerken aber kann nur für eine Minderheit

in Betracht kommen. Soll die große Masse des Volkes auf eine den neuen Bedürfnissen ihres Lebens entsprechende Erwerbsstufe gehoben werden, und doch auch nicht nur auf die Wanderarbeit angewiesen bleiben, so muß entweder auf Farmen und Plantagen im Lande Verdienstgelegenheit geschaffen oder die Steigerung ihrer eigenen freien Produktion ermöglicht werden. Es handelt sich bei solchen Bestrebungen nicht nur um die wirtschaftliche, sondern zum guten Teil auch um die sittliche Zukunft der christlichen Gemeinden.

6. Die innerlichen Wirkungen der Njaßamission.

Aus dem bisherigen Ueberblick ergibt sich, daß die Berliner Njaßamission zu Unrecht vielfach kurzweg als Kondemission bezeichnet wird. Letztere bildete nur ihren Anfang, und es ruht nicht einmal mehr in ihr das Schwergewicht.

Zum Teil liegt dies an den schmerzlichen Störungen durch Krankheit und Tod, die gerade die Kondearbeit trafen. Aber es hat auch tiefere Gründe.

Schon 1892 hatte Sup. Schumann darauf hingewiesen, daß den Konde, die so glücklich leben, wie es ein Heidenvolk nur könne, die drückenden Umstände fehlen, die vielfach sonst Anlaß geben, daß Heiden einen Retter, einen Heiland, suchen und annehmen. In ihrem Stammesstolz fühlen sie sich nicht so hilfsbedürftig, in ihrer gewohnten politischen Selbständigkeit sind sie nicht so lenksam wie die Bena. Wo die väterliche Sitte mit dem Evangelium unvereinbar ist, sind sie nicht geneigt, vom alten zu lassen. Zwar wächst die Zahl der Christen und Taufbewerber stetig, und in der Außenarbeit finden die Missionare noch immer eine zahlreiche Zuhörerschaft; schon aus Höflichkeit ruft der Häuptling noch jetzt seine Leute zusammen. Aber die Mehrheit des Volkes, und besonders der Häuptlinge, setzt dem Evangelium doch einen stillen passiven Widerstand entgegen, je mehr sie erkennen, was für eine Bewandtnis es mit der von den Missionaren geforderten „Bekehrung" hat. Polygamie ist unter den Konde besonders stark verbreitet. Wie sich die Konde gegen Trägerdienst und Plantagenarbeit sträuben, weil sie die gewohnte Nahrung, Bananen und Milch, nicht entbehren können, so wollen sie nicht einmal für einige Jahre in die dicht benachbarte Tischlerschule eintreten. Mit einem starken Heimatgefühl hängen sie an ihrem schönen Lande. Ihre Neigung zur Selb-

ständigkeit zeigt sich auch im Guten. Die Kraft und Treue, mit der die durch sechs Jahre vereinsamten Christen in und bei Ikombe Glauben und Zucht gehalten haben, zeigt, daß wir hier edles Material vor uns haben. Ich bezweifle, daß eine Benagemeinde die gleiche Probe nach so kurzem Bestehen ausgehalten hätte.

Wir können für die bisherige Entwicklung unserer Kondemission dankbar sein und dürfen Größeres hoffen; aber nicht nur um der sprachlichen und kulturellen Schranke willen, die die Konde von den übrigen Stämmen unseres Gebietes trennt, scheint es mir unwahrscheinlich, daß dies begabte Volk zum Träger einer christlichen Bewegung für einen weiteren Umkreis wird.

Für die Bena brachen mit dem Kommen der Missionare die Tage der Wohlfahrt nach langer Drangsal an. So haben sie, mehr noch als andere, die Stationen als Zufluchtsstätten, die Missionare als Wohltäter ansehen gelernt. Am liebsten wären sie in Scharen von ihren Unterhäuptlingen fort auf die Stationen gezogen. An Abhängigkeit gewöhnt, fügen sie sich williger der Zucht und sehen zu dem Missionar auf. Wenn schon 1902 das Gouvernement die einst so verachteten Bena zu den „kulturell etwas höher stehenden Völkerschaften" (Denkschrift Nr. 194, S. 2) rechnen konnte, so ist dies ein starkes Zeugnis für die Arbeit der Missionare wie für die Bildsamkeit des Stammes. Aber der größeren Beweglichkeit entspricht auch eine geringere Zuverlässigkeit. Gerade wo die Mission als Helferin und Bringerin neuer Güter zuerst verstanden und geschätzt wird, besteht die Gefahr, daß, wo andere noch lockendere Güter sich bieten, oder Selbstverleugnung verlangt wird, die Kraft fehlt, Treue zu halten.

Von den Bergstationen hat sich das aus Kinga und Mahanzi gemischte Bulongwa am stärksten entwickelt; in Tandala leistete im ersten Jahrzehnt das Heidentum zäheren Widerstand. Unter den Kinga ist die Gewalt der Häuptlinge und die Furcht vor Zauberei besonders stark. Die Bwanjistation Magoje zeigt erfreulichen Fortschritt in mühsamer Arbeit. Unter den wenigen, elenden Pangwa, die der Aufstand (siehe unten S. 31 ff.!) zunächst übrig gelassen hat, mußte Missionar Neuberg in viel Drangsal von neuem anfangen. Langsam kehrten die Versprengten zurück. Schließlich bildete die Missionsstation Milow den Mittelpunkt, um den sich die Reste des Stammes wieder

sammelten. Von weither kamen noch Flüchtlinge zurück. Seitdem hat sich die Arbeit auf der Station und in der Umgebung vortrefflich entwickelt. Mit Recht konnte Sup. Schumann sagen: „Wäre Milow nicht gewesen, so wäre Pangwaland eine Wüste geworden."

Das geistliche Leben der Ajaßagemeinden zeigt manche erfreuliche Züge. Die Gottesdienste werden durchweg gut besucht, meist auch die täglichen Andachten. 1910 wurden bei 1316 Abendmahlsberechtigten und 6 Feiern 3609 Teilnehmer gezählt. In den Häusern herrscht Gebet, auf den Stationen Zucht. Einzelne Christen bemühen sich redlich, ein Leben des Glaubens zu führen und anderen herbeizuhelfen. Beweise von echter Frömmigkeit, Anhänglichkeit, Gewissenhaftigkeit, Bußfertigkeit, Geduld im Leiden, Glaubenszuversicht bis in den Tod fehlen nicht. Uebler steht es mit Dankbarkeit und Wahrheitsliebe. Auch hält es schwer, die Gemeinden vor der Nachwirkung der endlosen, verwickelten Vieh- und Weiberstreitigkeiten zu bewahren, die das Volksleben vergiften. Der wundeste Punkt ist das Familien- und Eheleben. Die Polygamie ist geradezu die Klippe unserer Ajaßamission. Nicht, weil nur um ihretwillen Hunderte sich nicht zur Taufmeldung entschließen können; schon jetzt ist die Taufbewerberzahl auf einzelnen Stationen fast zu groß für die Kraft des Missionars. Auch nicht, weil die Unentschlossenen in schwerem Gewissenskonflikt zurückblieben; Ehelösungen finden unter den Heiden beständig statt; das Volksbewußtsein sieht darin nicht ein Zerreißen heiliger Bande, sondern Rückgängigmachung eines Geschäfts. Ueberhaupt nicht um der heidnischen Polygamisten, sondern um der Christen willen, die in Versuchung stehen, auch polygam zu werden, ist die Frage so ernst. Wenn bisher Christen, ja auch Helfer abfielen, lag es fast stets hieran. An der Weiberzahl hängt Wohlstand und Ansehen nicht nur des Einzelnen, sondern der Sippe. Der Europäer kann sich schwer ganz zum Bewußtsein bringen, wieviel er mit der Einehe fordert. Sie ist für Tausende die enge Pforte, vor der sie zögern. Die Christen sind sich der in der Taufe übernommenen Verpflichtung wohl bewußt. Aber bei Krankheit der Frau oder Kinderlosigkeit, bei Zerwürfnis oder Abneigung wird sie manchen zu schwer. Einzelne haben auch offen gesagt, daß es ihnen über die Kraft gehe, in Einehe Treue zu halten. Die meisten der Abfälligen sind ja bußfertig zurückgekehrt. Etliche aber haben, unter Zucht

gestellt, sich nicht gebeugt, sind von den Stationen verzogen und bilden ein übles Element in ihrer Umgebung, ein Hindernis der Christianisierung ihres Volkes, und, wie zu fürchten ist, über kurz oder lang eine leichte Beute mohammedanischer Propaganda, wenn nicht gar Kristallisationspunkte für mohammedanische Gemeinden. Denn sie haben zu viel von uns empfangen, um wieder im Buschnegertum sich befriedigt zu fühlen. Wir werden ihnen in Geduld nachgehen müssen, um ihnen den Rückweg offen zu halten. Gottlob sind es nur Ausnahmen. Aber für die Mehrzahl unserer Christen spielen sich die inneren Kämpfe vornehmlich auf geschlechtlichem Gebiet ab. Durch Konzessionen an heidnische Polygamisten würde dieser Kampf noch erschwert. Die Sorge der jungen Njaßamission darf nicht darauf ausgehen, den Zutritt von Massen zu erleichtern und zu beschleunigen, sondern zu verhüten, daß es nach dem Worte gehe: „Etliches ging bald auf, darum, daß es nicht tiefe Erde hatte. Als aber die Sonne aufging, verwelkte es, und dieweil es nicht Wurzel hatte, ward es dürre."

7. Der Aufstand von 1905.

Eine erste scharfe Feuerprobe hat unsere Njaßamission gut bestanden im Aufstand von 1905. Seine Ursache bildete die Unzufriedenheit der Häuptlinge und Stämme im Südosten mit den Eingriffen der Verwaltung und vorschreitenden Kultur in ihr bisheriges Leben, insbesondere mit der Besteuerung, dem Waldschutz, der Wegearbeit, dem Verbot von Willkür und Grausamkeit usw. Die Kraft des Kampfes kam aus den Weissagungen und Medizinen der Zauberer. Den Anlaß zum Ausbruch bildeten Uebergriffe eingeborener Unterbeamten. Seine wichtigsten politischen Lehren sind die plötzliche solidarische Einigung seit Alters verfeindeter Stämme zum Kampf gegen den Weißen und die fanatische Tapferkeit als feige verschrieener Völker, die sich nur aus dem Zaubereiaberglauben erklärt, und seine Probe auf die Verläßlichkeit des islamischen Elements.

Ueber die Haltung der mohammedanischen Bevölkerung während des Aufstands gingen die Meinungen der Europäer anfangs recht auseinander. Während Missionare an der Küste darauf aufmerksam machten, daß dort gerade einige Führer der islamischen Propaganda, z. B. der Häuptling Kibassire in Kissangire in

Usaramo, auch Führer der Aufstandsbewegung gewesen seien, wurde von anderer Seite die Treue der überwiegend islamischen Schutztruppe und Unterbeamtenschaft ins Gewicht geworfen. Indessen hat sich doch nachträglich (vgl. Axenfeld, Islam und Christentum im deutsch-ostafrikanischen Aufstand 1905, Berliner Missionsberichte 1911, S. 2 ff.) ein starker islamischer Einschlag in den Aufstand als unzweifelhaft herausgestellt. Ja, es ist überwiegend wahrscheinlich, daß die ersten Urheber, von denen die Häuptlinge und Zauberer erst angestachelt wurden, Muslime gewesen sind. Ein aufgefangener Brief eines Yao an den Sultan Mataka beweist, daß solche Hetzer sich auf einen Befehl Allahs beriefen und das Zauberwasser als von dem Propheten stammend anpriesen. Auch ist nachträglich herausgekommen, daß schon damals, wie 1908 aufs neue, islamische Hetzer die Schutztruppe mit angeblich vom Himmel gefallenen „Mekkabriefen", die unter dem harmlosen Schein eines Rufs zur Buße die Erhebung gegen die christliche Obrigkeit predigten, aufzuwiegeln versucht haben.

Waren also auch Mohammedaner sehr erheblich an der Anzettelung des Aufstandes von 1905 beteiligt, so blieben sie doch im Verborgenen, und die Erhebung richtete sich gegen alle, die sich ihr nicht anschließen wollten und darum als Anhänger der Weißen angesehen wurden, gleichviel, welcher Hautfarbe und welches Glaubens sie waren.

Von Ungoni her wälzte sich der Aufstand mit unheimlicher Schnelligkeit auf unser Njaßagebiet zu. Die Pangwa, ehedem Hörige der Ngoni, und die Leute des mit dem Ngonisultan Schabruma verschwägerten Benahäuptlings Mbejera schlossen sich ihm an. So fielen ihm unsere Stationen Milow und Jacobi zum Opfer. Wäre auch das übrige Ubena abgefallen, so hätte die Ausbreitung nach Nordwesten wohl kaum abgewandt werden können. Die Schutztruppe war anderweitig beschäftigt. Da gelang es den Missionaren, gestützt auf ihre treuen Gemeinden, die Häuptlinge zum Gehorsam und zu entschlossenem Widerstand zu bestimmen. So wurde unser Missionsgebiet der Damm, an dem sich hier der Aufstand brach, bis die Truppe wieder freie Hand hatte.

Bei der Verteidigung von Jacobi haben die Missionare notgedrungen selbst zu den Waffen greifen müssen, um die vielen treuen Eingeborenen, zumal Frauen und Kinder, die sich in ihren Schutz geflüchtet hatten, vor sicherem grausamen Tode zu bewahren. Der Fall gibt einen lehrreichen Beitrag zu der

Frage, ob unter Umständen Missionare sich mit der Waffe verteidigen dürfen. Die Ermordung von Europäern pflegt den Blutdurst zu steigern und das spätere Strafgericht beklagenswert zu verschärfen. Aller Wahrscheinlichkeit nach wären ohne den Eindruck der Abwehr von Jacobi auch die Sangu nicht ruhig geblieben; dann hätte sich Ubena schwerlich halten lassen. Jedenfalls ist dadurch ungeheuer viel Blutvergießen erspart worden.

Bemerkenswert ist auch, daß, obschon allen Weißen durch Gelübde der Tod geschworen war, die Pangwa, welche Missionar Neuberg gefangen hatten, ihn mit seiner Familie frei gaben, ja ihm sogar noch die nötigen Lebensmittel ließen, weil sie wüßten, daß er „ein guter Mann" sei.

Der Aufstand hat der Berliner Mission große Verluste gebracht, für die leider, obschon die Räumung der Stationen der Aufforderung der Regierung entsprach, Reichsentschädigung abgelehnt ist. Er hat die Missionsarbeit lange Zeit empfindlich gestört, das unglückliche Pangwavolk furchtbar dezimiert, ein blühendes Land weithin zur Einöde gemacht. Aber er hat die Treue unserer Gemeinden auch in Todesgefahr bewährt, das christliche Gemeingefühl und die gegenseitige Unterstützung in der Not auch über den Stammesunterschied hinüber hell hervortreten lassen und die Zauberer zuschanden gemacht. „Bruder stand gegen Bruder, alle natürlichen Bande zerrissen, aber das Band des Glaubens hat gehalten." Von den Christen und Katechumenen ist niemand abgefallen; wohl aber haben etliche ihre Treue mit dem Leben bezahlt. Als die Gefahr abgewandt war, standen die Gemeinden, und auch viele Heiden unter dem starken Eindruck: „Gott war mit uns!" Der Kontrast zwischen dem jammervollen Elend der Aufständischen und der Bewahrung der Treuen hielt eine eindringliche Anschauungspredigt, daß es wohlgetan sei, dem Rat der Missionare zu folgen.

Daß in der Abwehr des Aufruhrs wie später in der Heilung der Wunden, die Krieg, Hungersnot und Krankheit geschlagen hatten, Regierung und Mission Schulter an Schulter standen, war auch den Eingeborenen eindrücklich. Es ist unser lebhafter Wunsch, daß solch gutes Einvernehmen ungestört andauere.

Die Mission hatte im Kondeland früher eingesetzt als die Regierung. Die Eingeborenen kamen anfangs auch mit Sachen, die richtiger vor behördliches Forum gehörten. Aber die Missionare dienten dem Frieden des Landes, wenn sie sich ihnen

nicht entzogen. Nach Gründung des Amts Langenburg (1893) wiesen sie sie mehr und mehr dorthin. 1898 beschlossen sie, schiedsrichterliche Tätigkeit fortan grundsätzlich abzulehnen. Daß aber Eingeborene nicht selten erst auf dem Umweg über den Missionar zur Regierung kommen, sollte ebenso wenig befremden, wie es heimatliche Behörden verübeln, wenn etwa Landleute auch in Rechtssachen erst ihren Pastor befragen. Am allerwenigsten sollte daraus auf Hang zur „Nebenregierung" geschlossen werden; sie liegt evangelischer Mission nicht im Blut. Wir haben mit der eigensten Arbeit viel zu viel zu tun, als daß wir in fremde greifen wollten. Eine Berührung der beiderseitigen Tätigkeit entsprießt den Verhältnissen und ist bei grundsätzlichem Einvernehmen unbedenklich und heilsam. Die Anregung der Mission, nicht durch Askaripatrouillen, die zur Gewalttat neigen, sondern durch fliegende Gerichtshöfe unter Leitung von Weißen Recht zu sprechen, ist dankbar angenommen; desgleichen der Hinweis auf Uebergriffe von Askaris bei der Steuereinziehung. Schon die Erinnerung an die Aufstandszeit sollte Beamte wie Missionare in dem Bestreben bestärken, Reibungen zwischen Europäern durchaus zu vermeiden.

Die Truppendurchzüge der Aufstandszeit und allerlei anderes Volk, das ins Land kam, haben unser Njaßagebiet, besonders Ubena, aus seiner hinterwäldlerischen Stille geweckt und den Anschluß an die große Welt näher gerückt. Die Wahl des Ueberlandweges seitens der Mission (siehe oben S. 21!) hat in dem gleichen Sinne gewirkt. Sie führt in jedem Jahr starke Karawanen von Trägern als Begleiter der aus dem Missionsgebiet auf Urlaub nach Europa reisenden Europäer für einige Wochen aus ihren Heimatsitzen bis an die Zentralbahn. Dadurch wird den Leuten ein Stück der fernen neuen Kulturwelt gezeigt und das Verlangen nach Trägerverdienst oder hohem Europäerlohn beim Bahnbau und auf den Plantagen in ihnen und anderen gemehrt. Es kann nicht zweifelhaft sein, daß die fortschreitende kulturelle Erschließung Ostafrikas eine totale Umwälzung der Lebensbedingungen für die Eingeborenen bringen wird. Tiefgreifende wirtschaftliche Umgestaltung bedeutet aber stets auch folgenreiche sittliche Erschütterung. Wir spüren sie mit jedem Jahr stärker. Die Erzählungen der Soldaten von hohen Löhnen und reichen Genüssen hatten zuerst eine bedenkliche Begehrlichkeit und, zumal bei den Bena, den Zug in die Ferne geweckt. Der Aufstand ist

ein entscheidender Wendepunkt für unsere Njaßamission. Mit ihm schließt die Zeit vorbereitender Arbeit in abgelegener Stille ab. Waren damals die Entbehrungen für die Missionare empfindlicher, so sind jetzt die Aufgaben verwickelter und schwieriger. Ja, es ist seitdem eine völlig neue Situation geschaffen, in der der alte Gegensatz von Küste und Inland, von dem unsere Betrachtung ausging, mehr und mehr ausgeglichen wird, und die Wahlfrage, ob an der Küste oder im Inland Mission zu treiben sei, der Ueberzeugung Platz machen muß, daß die Interessen und Gefahren von Küste und Inland je länger desto stärker zusammenhängen.

8. Die Uebernahme der Küstenmission (Usaramo) und der Kampf mit dem Islam.

Die „Ev. Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika", jetzige Bielefelder, die, wie schon oben erwähnt, in den Hafenplätzen Daressalam (1887) und Tanga (1890) zu arbeiten begonnen hatte, war von Daressalam aus in die Küstenlandschaft Usaramo vorgedrungen und hatte hier die Stationen Kisserawe (1892) und Maneromango (1895) begründet.

Die Arbeit in Daressalam selbst erfuhr bereits 1888/89 eine empfindliche Störung durch den Buschiriaufstand. Der Gründer der Station, Missionar Greiner, rettete mit genauer Not sein und seiner Familie nacktes Leben, die im Bau begriffene Station wurde in den Grund geschossen. Die weitere Arbeit litt unter den häufigen, schweren Erkrankungen der Missionare. In fünfzehn Jahren sah die Station nacheinander sieben verschiedene Leiter! Mit den Personen wechselten auch die Pläne und Methoden. Dazu trat die Schwierigkeit der Arbeit an der leichtfertigen, sprachlich wie volklich zersplitterten und durch den Islam mit Mißtrauen und Abneigung gegen alle europäisch-christliche Beeinflussung erfüllten Stadtbevölkerung deutlich zutage, so daß von Missionserfolg kaum die Rede sein konnte. Eine Schule konnte neben der religionslosen Regierungsschule nicht eingerichtet werden, andere Bemühungen, in nähere Berührung mit den Eingeborenen zu kommen und ihr Vertrauen zu gewinnen, führten nicht zum Ziel. Die wenigen Christen stammten der Mehrzahl nach von den beiden Land-

stationen, waren aber nicht deren beste Vertreter, sondern meist durch die Löhne, Vergnügungen und Freiheit des Hafenlebens hierher gelockt.

Kisserawe wurde als Erziehungsstätte für befreite Sklavenkinder angelegt und diente diesem Zweck, bis 1899 der „Evangelische Afrika-Verein" in Lutindi (Usambara) unter günstigeren, den Versuchen des Küstenlebens entzogenen Bedingungen eine neue Freistätte gründete. Zu den befreiten Sklaven in Kisserawe fanden sich Saramo aus der Umgegend, die sich auf Missionsgrund ansiedelten, weil sie hier Vorteile erhofften. Die eifrig betriebene Schularbeit blieb nicht ohne Erfolg und verpflanzte sich auch auf einige Dörfer der Umgegend. Einen Zudrang zur Taufe veranlaßte besonders eine Hungersnot, in der die Missionare reichlich Hilfe leisteten. Aber die überwiegend aus jungen Leuten sich schnell bildende Gemeinde besaß wenig Widerstandskraft; eine beträchtliche Zahl verließ die Station wieder, und andere blieben zwar, neigten aber heimlich dem Islam zu. Die Masse der Bevölkerung, unter dem mächtigen Einfluß christentumsfeindlicher mohammedanischer Unterbeamter und Häuptlinge stehend, verhielt sich gegen die Mission ablehnend, so daß auch hier die Arbeit unter großen Schwierigkeiten getan wurde.

Auf der Station Maneromango mit ihrer reinen Saramobevölkerung schienen trotz der auch hier sehr starken islamischen Einflüsse die Aussichten günstiger; doch waren hier die Krankheits- und Todesfälle so häufig, daß es zu einer zusammenhängenden Arbeit kaum kommen wollte. In den acht Jahren, in denen sie der Bielefelder Mission gehörte, ist sie zweieinhalb Jahre unbesetzt gewesen, während in den übrigen fünfeinhalb Jahren sieben Missionare aufeinander gefolgt sind. Doch war besonders die Tätigkeit von Missionar Worms (hier gestorben 1899) nicht ohne nachhaltige Wirkung geblieben.

Nach mühsamer, tränenreicher Arbeit entschloß sich die Bielefelder Mission 1902, das ungesunde und unfruchtbare Arbeitsfeld in Daressalam und Usaramo der Berliner Mission anzubieten, weil es ihr an Mitteln und Kräften zur Fortsetzung dieser Arbeit gebreche. Sie wandte sich fortan dem volkreichen, gesunden Zukunftslande im Nordwesten der Kolonie, Ruanda, zu. Die Auseinandersetzung mit dem Islam, die sich aus der Arbeit an der Küste und an den

großen Verkehrsstraßen ergibt, ging damit vornehmlich an die Berliner Mission über.

Letzterer fiel die Entscheidung allerdings sehr schwer. Ein bedeutender Fehlbetrag in der heimatlichen Einnahme hemmte die Entfaltung ihrer Arbeit auf allen ihren Gebieten. Im Njaßalande herrschte infolge der zahlreichen Erkrankungen und des schnellen Vorstoßes nach Bena-Heheland ein empfindlicher Mangel an Missionaren, und die dortigen Synoden befürchteten, daß ihrer aufblühenden Inlandarbeit durch die Uebernahme von Daressalam und Usaramo dauernd unentbehrliche Kräfte entzogen würden und die Berliner Mission in Gefahr sei, von den ursprünglichen Zielen ihrer Inlandarbeit abgelenkt zu werden.

Gleichwohl fand die Missionsleitung unter dem fast einmütigen Zureden ihrer heimatlichen Freunde, von denen besonders die Stimme Professor Warnecks ins Gewicht fiel, die Freudigkeit, in den Riß zu treten. Sie ließ sich dabei von der Ueberzeugung leiten, daß in der Hauptstadt der Kolonie die evangelische Mission nicht unvertreten bleiben dürfe. Auch fiel stark ins Gewicht, daß man eine Wechselwirkung zwischen Küste und Inland, also auch zwischen Usaramo und der Njaßamission, voraussehen zu müssen glaubte. Man beachtete, daß schon damals unter den zahlreichen Inlandnegern, die als Träger, Diener, Soldaten oder dgl. in die Hauptstadt kamen, sich auch Vertreter der Njaßahochländer fänden, und man nahm als sicher an, daß dieses Herüber und Hinüber zunehmen werde. Vor allem aber schien es unzulässig, dem Islam, gerade wenn er hier eine erdrückende Uebermacht besitzt, das Feld zu räumen.

Es hat sich, zumal nach dem Aufstand von 1905, gezeigt, daß jene Erwartung begründet war. Mit dem wirtschaftlichen Aufschwung, den die Kolonie seit der Dernburgschen Politik nahm, steigerte sich der Verkehr zwischen Küste und Inland, zumal durch den Bahnbau, schnell. Der Strom der Inlandneger, die aus ihren entlegenen Ländern in Berührung mit der großen Welt kommen, wächst mit jedem Jahr. An der Bahn, auf den Europäerplätzen und an der Küste treten sie aber überall nicht nur unter die Wirkungen der europäischen Kultur, sondern auch unter die noch fast stärkeren des Islam.

Die Ausbreitung des Islam in Ostafrika ist zwar nur ein Ausschnitt aus seiner großen Vorwärtsbewegung zur Eroberung des schwarzen Erdteils vom Osten und Norden

her, und es ist ebenso wie für Deutsch-Ostafrika auch für Kamerun und Togo die Zukunftsfrage, ob diese unter deutsche Herrschaft gestellten Gebiete auch für den christlichen Kulturkreis gewonnen, oder ob sie unter dem Schein europäischen Kolonialbesitzes in Wirklichkeit der Welt des Islam und damit dem beherrschenden Einfluß des Orients angeschlossen werden. Aber es besteht, was das Vordringen des Islam anlangt, zwischen Ost- und Westafrika ein bedeutsamer Unterschied, der sich aus der geographischen Lage ergibt.

In Westafrika bewegt sich der Islam vom Nordosten her auf die Küste zu; europäische Zivilisation und christliche Mission treten ihm gemeinsam und in gleicher Richtung entgegen und halten ihn bis zu einem gewissen Grade auf. In Ostafrika aber war der Islam seit Alters im Besitz der Küste. Daß er trotzdem über einen schmalen Küstenstreifen und die wenigen Karawanenwege mit ihren Verkehrsplätzen im Inlande nicht hinauskam, lag teils an der Unwegsamkeit dieses dürren, heißen Landes, das ohne die Hilfsmittel moderner Technik überhaupt nicht wirklich erschlossen werden konnte, teils an der Macht starker Inlandstämme, von deren Häuptlingen sich arabische Händler zuzeiten das Recht friedlichen Durchzugs durch Tribut erkaufen mußten. Auch die Portugiesen hatten während ihrer zweihundertjährigen Herrschaft nicht tiefer ins Innere einzudringen vermocht. Dazu wurde die Ausbreitung des Islam im 19. Jahrhundert durch den greuelvollen Sklavenraub und -handel der Araber beeinträchtigt, der diese Religion in der Tat den Eingeborenen nicht empfehlen konnte.

Als aber die Deutschen mit der Erforschung, Unterwerfung, Erschließung und Kultivierung des Landes Ernst zu machen begannen, waren sie beim Vordringen ins Innere dauernd auf den Dienst der mohammedanischen Küstenleute angewiesen, die sie als Träger und Diener, Soldaten und Unterbeamte, Dolmetscher und Händler mitnehmen mußten. Ist dieses Bedürfnis auch jetzt nicht mehr in dem gleichen Grade vorhanden, so bleibt doch dauernd die Tatsache bestehen, daß alles, was der Fleiß des Deutschen zur Erschließung des Landes leistet, niemand so sehr zugute kommt wie dem Islam, weil überall, wohin ein Europäer kommt, auch mit dem Swaheli, Araber oder Inder seine Religion Einzug hält. Die Ausbreitung des Islam lebt hier nicht von eigener religiöser Kraft. Das Wissen dieser sog. Mohammedaner ist überaus dürftig. Der Besuch der

Moscheen läßt alles zu wünschen übrig. Die Gebote des Propheten werden von der Masse des Volkes schlecht befolgt, auch sein Trunksuchtsverbot. Man sollte dieser kraftlosen Religion nicht Ausbreitungswirkungen zutrauen können. Was ihr trotzdem zu einer unvergleichlich schnellen Ausdehnung verhilft, ist das Ansehen, welches die Küstenleute als vermeintlich Gebildete gegenüber den verachteten „Schensi" (Buschnegern) genießen, und die wunderbar günstige Lage, die unter der deutschen Herrschaft für den Islam entstanden ist. Die Zeiten, in denen kurzsichtige Europäer dem Islam als vermeintlichem Kulturmittel und als der gewiesenen Stütze der europäischen Herrschaft selbst Vorschub leisteten, ist freilich, zumal seit dem letzten Aufstande und den Mekkabriefunruhen von 1908, so gut wie vorüber. Der deutsche Kolonialkongreß 1910 mit seiner einstimmig gefaßten Resolution*) bedeutet, wie wir hoffen dürfen, eine endgültige Entscheidung in diesem Sinn. Gleichwohl ist es das christliche Deutschland selbst, das mit seiner emsigen Kulturarbeit wider Willen das meiste dazu beiträgt, die größte deutsche Kolonie zu islamisieren.

Wenn es zu Beginn der deutschen Kolonialära eine richtige Missionspolitik war, islamfreie und gesunde Inlandgebiete mit ihren starken, bildungsfähigen Stämmen dem Islam vorweg zu nehmen und hier gegen sein künftiges Vordringen große, christliche Bollwerke zu schaffen, so hat sich insofern die Lage in dem abgelaufenen Vierteljahrhundert stark verändert, als es völlig islamfreie große Inlandgebiete kaum mehr gibt oder wenigstens in absehbarer Zeit nicht mehr geben wird. Wenn die christliche Mission dauernd dem Islam aus dem Wege gehen

*) „Da von der Ausbreitung des Islam der Entwicklung unserer Kolonien ernste Gefahren drohen, rät der Kolonialkongreß zu sorgsamer Beachtung und gründlichem Studium dieser Bewegung. Er hält es bei grundsätzlicher religiöser Unparteilichkeit für geboten, daß alle an der Erschließung der Kolonien Beteiligten gewissenhaft vermeiden, was zur Beförderung der Ausbreitung des Islam und zur Benachteiligung des Christentums dienen könnte, und empfiehlt missionarische Kulturarbeiten, insbesondere auf dem Gebiet des Schulwesens und der Gesundheitsfürsorge, der tatkräftigen Unterstützung, auch der Kolonialregierung. Er erkennt auch in der islamischen Gefahr eine dringliche Aufforderung an die deutsche Christenheit, die vom Islam noch nicht ergriffenen Gebiete unserer Kolonien ohne Verzug in missionarische Pflege zu nehmen."

wollte, so würde sie alsbald es erleben, daß der Feind, den sie nicht angreifen will, seinerseits überall die Offensive ergreift.

Wie aber keine menschliche Gewalt das Eindringen von Mohammedanern in die christlichen Missionsgebiete des Inlandes verhindern kann, so kann auch niemand den Zug der Inlandbewohner zu den islamischen oder wenigstens unter islamischem Einfluß stehenden Küstenstrichen und Verkehrsstraßen verhindern. Was Heiden wie Christen des Inlandes hier aufnehmen, bringen sie heimkehrend zu den Ihrigen. Die Berliner Mission hatte, als sie sich 1902 zur Uebernahme von Usaramo entschloß, richtig gesehen, daß schon die Bewahrung und geistliche Versorgung der an der Küste sich mehrenden Christen aus dem Inlande eine wichtige, dringliche Missionsaufgabe darstelle.

Solche Fürsorge für die vom Islam bedrohten Christen und Heiden ist aber ohne Mohammedanermission nicht möglich. Die Heiden und Heidenchristen würden es nicht verstehen, wenn die Missionare sich nur an sie wendeten, aber an den stolzen Mohammedanern vorübergingen. Sie müßten dadurch in der Ueberzeugung bestärkt werden, daß der Moslem Recht habe, wenn er auf den Christen als den religiös unter ihm Stehenden herabsieht. Auch um der Heidenmission willen muß Mohammedanermission getrieben werden.

Um der schwierigen Aufgabe in Usaramo richtig zu begegnen, wurde der Missionsinspektor Sauberzweig-Schmidt (gestorben 1905) mit einer Visitation des neuen Arbeitsfeldes beauftragt. Aus seinen und des vom Inland hierher versetzten Missionars, jetzigen Superintendenten, Klamroth Ermittlungen wurden die Grundlagen der künftigen Arbeit gewonnen. Zu stetigerer Arbeit auf den Stationen wurde Doppelbesetzung für sie beschlossen und fester Urlaub mit kurzen Zwischenräumen. Auch im übrigen wurde sorgsame Gesundheitsfürsorge eingeführt. Die Hauptkraft der Missionsarbeit wurde zunächst nicht auf Daressalam, sondern auf Maneromango konzentriert, wo jetzt eine gesunde, sich auch in die Außendörfer ausbreitende und dem Einfluß des Islam entgegenwirkende Gemeinde heranwächst. In Kisserawe wurde eine scharfe Sichtung zur Ausscheidung unwahrer Elemente vollzogen. Daß die Arbeit der Bielefelder und unserer Missionare auch an den schlaffen, willensschwachen Saramo auf den beiden Landstationen nicht vergeblich gewesen ist, zeigte der Aufstand

von 1905, in dem auch hier die Christen ausnahmslos in gefährlicher Zeit Treue hielten, während in der Nähe Mohammedaner und Heiden dem Aufstand sich anschlossen.

Erst als 1909 die Gemeinde Maneromango soweit erstarkt war, daß sie einige innerlich befestigte eingeborene Christen abgeben konnte, wurde die Arbeit in Daressalam energisch in Angriff genommen und verspricht nunmehr guten Erfolg. Auf Missionsland jenseits des Hafens, das allmählich in eine Palmenplantage sich verwandelt, wächst eine Niederlassung eingeborener Christen heran. Eine Tischlerei auf der Station mit eingeborenen Gesellen ist in erfreulicher Entwicklung, die Zahl der Gemeindeglieder beginnt endlich, sich nicht mehr nur durch Zuzug, sondern auch durch Taufen zu mehren. Zu der Stadtbevölkerung haben sich Beziehungen anknüpfen lassen, auch unter den Soldaten der Schutztruppe befinden sich etliche Christen. Was in Daressalam an Missionsarbeit geleistet wird, kommt, weil hier aus allen Inlandgebieten Christen und Heiden zusammenströmen, allen Missionen des Schutzgebietes zugute.

Aber auch abgesehen von dieser örtlichen Arbeit legen sich hier Aufgaben nahe, die über den Kreis der Bedürfnisse von Usaramo, ja auch der Berliner Mission hinausgehen. Seit 1910 ist die Station mit einer eigenen Druckerei versehen, auf der unter Redaktion des Superintendenten Klamroth ein in der Verkehrssprache des Landes, dem Kisuaheli, geschriebenes, für alle evangelischen Missionen der Kolonie bestimmtes christliches Monatsblatt „Pwani na bara" („Küste und Inland") hergestellt wird. Es soll nicht nur dem durch die Missions- und Regierungsschulen geweckten Lesebedürfnis der christlichen Eingeborenen der ganzen Kolonie entsprechen und ein Einheitsband zwischen allen Christen des Landes herstellen, sondern auch zur Verbreitung unter mohammedanischen Eingeborenen und Heiden geeignet sein. Es hat schnell mehr als 1000 Abonnenten gefunden.

Diese erste allgemeine Aufgabe, welche von der Berliner Mission angeregt und durchgeführt war, führte naturgemäß dazu, daß in der Form einer ersten evangelischen Missionskonferenz, welche im August 1911 in Daressalam stattfand, ein weiterer, dauernder Zusammenschluß erfolgte. An

der Konferenz nahmen außer der einladenden Berliner Mission die Bielefelder, Herrnhuter und Leipziger Mission sowie die englische Kirchenmission teil. Neben wichtiger Verständigung über die Aufgaben, die aus dem Vordringen des Islam und der Pflege der christlichen Gemeinde erwachsen, wurde über künftige gemeinsame Bemühungen zur Erforschung der heidnischen Volksart und Religion und des ostafrikanischen Islam und über Beschaffung christlicher Literatur für die Eingeborenen verhandelt. Zu ersterem Zweck wird künftig für die beteiligten Missionen durch unseren Vertreter in Daressalam ein „Korrespondenzblatt" herausgegeben werden, das die einen an den Forschungen und Erfahrungen der anderen teilnehmen läßt. Die Herstellung und Drucklegung einer reichlichen Suaheliliteratur ist in die Wege geleitet. Das Neue Testament soll neu übersetzt, ein gemeinsames Gesangbuch herausgegeben, Lehrmittel für die Missionsschulen, auch christliche Volksschriften sollen geschaffen werden. Diese Beschlüsse beruhen auf dem richtigen Gedanken, daß, wenn durch Schulbetrieb in einem früher schriftlosen Volk die Lust am Lesen geweckt ist, sie auch durch guten christlichen Lesestoff befriedigt werden muß. Gerade in einem so ungesunden und schwierigen Missionsfelde muß auch das gedruckte Wort so bald und so stark wie möglich als missionarischer Mitarbeiter herangezogen werden.

In jüngster Zeit zeigt sich für unsere Arbeit in Usaramo noch ein neuer Weg, insofern die Missionare auch hier auf einigen der jetzt sich schnell mehrenden Europäer-Plantagen Eingang gefunden haben, um an der aus allerlei Herren Länder gemischten, wechselnden Arbeiterschaft arbeiten zu können.

Die Erfahrungen der letzten Jahre geben viel Grund zum Dank gegen Gott und zu der guten Zuversicht, daß die Arbeit in Usaramo, auch die an den Mohammedanern — nahezu ein Drittel unserer dortigen Christen waren vor ihrer Taufe Mohammedaner — nicht vergeblich bleiben wird.

9. Ausblick und Aufgaben.

Ein Rückblick auf die ersten 20 Jahre Berliner Mission in Deutsch-Ostafrika zeigt eine überraschend schnelle Entwicklung der Arbeit. Die nachfolgende Tabelle läßt dies deutlich erkennen:

	Stationen	Außenstationen	Predigtplätze	Getaufte	Taufbewerber	Gesamtzahl der Anhänger	Schüler
1890	—	—	—	—	—	—	—
1895	5	—	—	—	?	?	—
1900	13	5	24	131	99	230	63
1905	17	18	92	985	768	1753	907
1910	18	53	204	2563	1245	3808	3395

Beachtung verdient besonders die große Zahl der Taufbewerber. Sie betrug am Ende des Jahres 1910 erheblich mehr als den dritten Teil der gesamten Taufbewerberzahl in der Berliner Mission, obschon erheblich weniger als der vierte Teil der Berliner Missionare in Deutsch-Ostafrika arbeitet. Auffallend war, wie unmittelbar nach der Aufstandszeit sich die Zahl der Taufbewerber am Njaßa wie in Usaramo steigerte. Wir können daraus nur schließen, daß der Mißerfolg der Aufständischen und das Elend, das ihr Land überzog, zu den Herzen der Bevölkerung deutlich geredet hat, auch das treue Zusammenhalten der Missionare und ihrer eingeborenen Christen in gefahrvoller Zeit nicht ohne Segen geblieben ist, und der gesamte Ausgang weithin wie ein Gottesurteil gewirkt hat. Seitdem ist freilich vornehmlich wohl infolge der zahlreichen Taufen, die Katechumenenzahl in den Njaßasynoden wieder ein wenig zurückgegangen. Es hängt dies aber auch mit der seitdem überhand nehmenden Abwanderung nach der Küste zusammen.

Aus dem bescheidenen Anfang einer „Konde-Mission" ist in zwei Jahrzehnten eine Arbeit geworden, die ein weites Inlandgebiet und das wichtigste Stück der Küste zum Schauplatz hat, und die Fürsorge für die abwandernden Leute hat bereits die Brücke zwischen beiden Gebieten zu schlagen begonnen und der Arbeit ihre Richtung vom Njaßa zum Ozean und vom Ozean zum Njaßa gewiesen.

Das Gouvernement von Deutsch-Ostafrika hat, im Unterschied von der sonst üblichen Zurückhaltung der Regierung bei rein religiösen Fragen, in den letzten Jahren wiederholt in seinen amtlichen Berichten der Mission wohlgemeinte Winke erteilt, zunächst ihr ein schnelleres Tempo der Aufnahme in die christliche Gemeinde, dann eine stärkere Berücksichtigung der fluktuierenden Bevölkerung, der größeren Plätze und der Karawanenstraßen nahelegend. Der Beweggrund für die Behörde ist unverkennbar: Der jähe Fortschritt des Islam und die im Aufstand von 1905 und in den Mekkabriefunruhen von 1908 deutlich ge-

wordene politische Gefahr legt ihr begreiflicherweise den Wunsch nahe, in einer ansehnlichen christlichen Bevölkerung ein verläßliches Gegengewicht gegen die mohammedanische zu besitzen. Zu schnellerem Taufen kann sich jedoch die evangelische Mission nicht entschließen, weil sie dessen gewiß ist, daß ein Zuwiderhandeln gegen die biblischen Grundgesetze geistlichen Wachstums auf die Dauer nur den entgegengesetzten Erfolg zeitigen könnte. Nur eine in Gottes Wort fest gegründete, in der Zucht des Geistes Christi lebende Gemeinde hat Widerstands- und Werbekraft gegenüber dem Islam. Auch vom politischen Standpunkt aus ist eine kleine, aber lebendige und zuverlässige Gemeinde wertvoller als eine schnell zusammengegriffene Schar, deren viele unlautere Glieder den christlichen Namen vor Heiden und Mohammedanern, auch vor den europäischen Christen herabsetzen. Obige Tabelle macht es verständlich, daß wir uns nicht um zu langsames Wachstum unserer Gemeinden sorgen, sondern eher darum, ob den schon jetzt großen Scharen, die unserer Pflege anvertraut sind, auch das von uns geboten werden kann, was sie brauchen, um rechte Gemeinden Gottes zu werden.

Dagegen berührt der Hinweis auf die sog. fluktuierende Bevölkerung und die Verkehrsgebiete in der Tat in dankenswerter Weise einen sehr wichtigen Punkt der gegenwärtigen missionarischen Aufgabe in Deutsch-Ostafrika. Zwar wird niemand die Zukunft der Kirche Christi im Lande auf einer Arbeit an dem schwierigsten und unstetigsten Teil der Bevölkerung, dem Karawanenproletariat und der bunten Masse der Verkehrsplätze aufbauen wollen. Aber das Hin- und Hertreiben der Bevölkerung nimmt so zu, daß es verhängnisvolle Folgen haben müßte, wenn die Mission an diesen Volksteilen vorübergehen wollte. Gerade hier macht der Islam seine stärksten Eroberungen. Daher hat auch die Missionskonferenz in Daressalam die Arbeit an der Küste und an den wichtigen Verkehrsplätzen im Blick auf den Islam für zurzeit besonders dringlich und wichtig erklärt. Wie in Südafrika die Missionsarbeit in den großen Städten und Minenbezirken und die auf den stillen Landstationen sich gegenseitig fordern und fördern, so müssen auch eine planvolle missionarische Versorgung der Bevölkerung an der Bahnstrecke, in den Bezirksstädten und Hafenorten und in den Plantagenbezirken einerseits und die Mission in den Stammesländern andererseits sich gegenseitig ergänzen. Wenn wir nur die

Menschen und Mittel hätten! Die Arbeit an der Zentralbahn ist zunächst zwischen der Berliner Mission, der englischen Kirchenmission in Ugogo und der Herrnhuter Mission in Unjamwesi so geteilt, daß jede, soweit es ihr bisher möglich ist, die in ihr Gebiet überwandernden Christen der anderen in ihre Pflege mitübernimmt.

Zu dieser wichtigen Arbeit wie überhaupt für die Mission an der Küste und in denjenigen Innengebieten, in denen bereits die Suahelisprache die Stammessprachen verdrängt, bedürfen wir dringend eines Seminars, in dem christliche Suahelilehrer herangebildet werden, die nicht nur, wie die in unseren Inlandseminaren erzogenen Helfer, im eigenen Sprachgebiet tätig zu sein vermögen. Ein derartiges Seminar würde, wie auch auf der Daressalamer Konferenz von mehreren Seiten hervorgehoben wurde, allen Missionen zugleich dienen können.

Durch Gewinnung von Helfern allein aber ist die missionarische Aufgabe in Deutsch-Ostafrika nicht zu lösen. Wenn die weitere Christianisierung Südafrikas im wesentlichen durch Vermehrung der eingeborenen Prediger und Lehrer, nicht der weißen Missionare erstrebt werden kann, so darf von hier aus kein Rückschluß auf das religiös und kulturell soviel jüngere ostafrikanische Arbeitsfeld gemacht werden. So dankbar wir für die Mitarbeit vieler braver ostafrikanischer Helfer sind, so können wir uns doch nicht darüber täuschen, daß unter ihnen noch nicht ein einziger ist, der die volle Reife zur Erteilung eines ausreichenden Taufunterrichts besäße! Das Himmelreich ist eben nicht gleich einer Pflanze, die ein Mensch nahm und setzte sie in ein Treibhaus, damit sie vor der Zeit Blüten und Früchte brächte, sondern es steht auch heute noch unter den Gesetzen natürlichen Wachstums.

Wir wollen nicht undankbar sein. Der Rückblick auf unsere ersten zwanzig Jahre in Deutsch-Ostafrika zeigt eine beschämend gnädige Führung Gottes, auch ein über Erwarten schnelles Wachstum der Arbeitsgelegenheit draußen und des fördernden Interesses in der Heimat. Aber das Wachstum draußen schließt auch eine ernste Gefahr und zurzeit einen schweren Notstand ein. Der großen Arbeit steht eine ungenügende Zahl von Missionaren gegenüber; den Stationsgemeinden, mehr noch den Außenplätzen, fehlt zum Teil die nötige hingebende Pflege.

Während die Missionare in ihrer nächsten Umgebung den Aufgaben nicht genügen können, müssen sie es mit ansehen, daß weiterab Scharen dem Islam verfallen, die willig gewesen wären, sich um das Kreuz zu sammeln, wenn jemand gekommen wäre, um sie zu rufen. Was soll der Missionar antworten, wenn ein mohammedanischer Askari (eingeborener Soldat), den er auf einer Reise trifft, ihm sagt: Er und seine Kameraden seien nun einmal Leute der Weißen und darum nicht abgeneigt, auch den Glauben der Weißen anzunehmen, aber es komme niemand zu ihnen, um ihnen diesen Glauben zu verkündigen?

In Deutsch-Ostafrika ist in der Tat Gefahr im Verzug. Die Zahl der Stationen müßte erheblich vermehrt, mehrere von ihnen müßten schleunigst doppelt besetzt werden. Mit der gegenwärtigen Zahl der Arbeiter kann in dem großen Gebiet beim besten Willen gründliche und doch zugleich umfassende Arbeit nicht getan werden. Dabei handelt es sich um die Grundlegung der christlichen Kirche in diesem Lande!

Wir wollen nicht undankbar sein. Es gibt kaum eine Missionsarbeit, für die zurzeit das Verständnis im christlichen Deutschland so erwacht und verbreitet ist, wie die in Deutsch-Ostafrika. Die Edinburger Welt-Missions-Konferenz nannte, dem Urteil des seligen Professors Warneck folgend, die Abwehr des Islam von den durch ihn bedrohten afrikanischen Gebieten neben der Einwirkung auf die Umgestaltung Ostasiens die wichtigste Missionsaufgabe der Gegenwart. Warneck selbst sah in der Rettung der deutsch-afrikanischen Kolonien vor dem Islam den gewiesenen Anteil der deutschen Christenheit an der Mohammedanermission. Der deutsche Kolonialkongreß hat die Dringlichkeit dieser Aufgabe bestätigt, und der Zweifel an dem Umfang der Gefährlichkeit der islamischen Ausbreitung, der bis vor kurzem immer wieder in der Tagespresse und Kolonialpresse auftauchte, ist nachgerade verstummt. Manche Gabe fließt den Missionsgesellschaften jetzt zu mit der Sonderbestimmung: „Für den Kampf gegen den Islam in Deutsch-Ostafrika." Wie pommersche Missionsfreunde sich zur Gründung einer Station „Pommern" zusammengeschlossen haben, so wird die Karte von Deutsch-Ostafrika demnächst auch eine Station „Schlesien" aufweisen, die aus gleicher Wurzel erwachsen ist. Zu den früher schon im Schutzgebiet arbeitenden Gesellschaften ist in Urundi die Neukirchener und auf unsere Bitten die Bremer Mission hinzu-

gekommen, um am Tanganjika ein Arbeitsfeld in Angriff zu nehmen. Die evangelische Mission bleibt hinter der mit gewaltigem Kräfteaufgebot sich entfaltenden katholischen doch nicht gänzlich zurück.

Nein, wir wollen nicht undankbar sein. Die Missionskarte von Deutsch-Ostafrika sieht gottlob heute anders aus als an dem Tage, da zum ersten Male die schwarz-weiß-rote Fahne am ostafrikanischen Strande gehißt wurde. Und dennoch dürfen wir uns darüber nicht täuschen, daß alles, was bisher geschehen ist, nur ein Tropfen auf den heißen Stein ist, und daß, wenn dies hoffnungsvolle, große, reiche Land mit seiner bildsamen Bevölkerung wirklich für unser Vaterland und das Evangelium gewonnen werden soll, die deutsche Christenheit noch mit ganz anderem Maßstabe an diese Arbeit gehen muß als bisher, insbesondere mit einem neuen Maß von Aufopferung und Heiligung, von Glauben und Fürbitte, auch von zuversichtlichem Gottvertrauen in der Arbeit an den Mohammedanern! Wenn jetzt ein Sturmgeläute für Deutsch-Ostafrika durch die deutsche Christenheit geht, so soll es nicht nur Ströme von Gold wachrufen, sondern auch Scharen von Freiwilligen werben, Theologen und Mediziner, Kaufleute und Handwerker, Lehrer, Lehrerinnen und Krankenschwestern, junge Mannschaft, die nicht das Ihre sucht, sondern sich von Gottes Geist rüsten lassen will für seinen Kampf und ihr junges Leben nicht lieb hat um ihres Heilandes und seines Dienstes willen.

1. Kor. 15, 58. 2. Thess. 3, 1. Off. Joh. 3, 8—13.

Zur Beachtung!

Zur weiteren Einführung in die Berliner Mission in Deutsch-Ostafrika sind zu empfehlen:

1. D. A. Merensky, Deutsche Arbeit am Njaßa. (Eine ausführliche Schilderung der M.schen Expedition, der ersten Eindrücke im Lande und der Gründung der Stationen Wangemannshöh, Manow und Mwakaleli.) *

*) Die mit einem Stern versehenen Schriften sind im Buchhandel vergriffen, können aber aus der Bibliothek des Berliner Missionshauses, NO 43, Georgenkirchstr. 70, entliehen werden.

2. M. Klamroth, Auf Bergpfaden, 2. Aufl., 1907, 75 Pf. (Erzählt fesselnd die Begründung der Mission im Pangwalande und ihren Verlauf bis zu dem Aufstand von 1905.)
3. Lic. K. Axenfeld, Ein Wochentag in Deutsch-Ostafrika, 1905, 30 Pf.*
4. F. Büttner, Milow im Lande der Pangwa, 1907, 30 Pf.
5. C. Meinhof, Mission und Islam in Ostafrika, 1908, 20 Pf.*
6. Schultze, Zwei schlesische Missionare in Ostafrika (Gröschel und Hübner), 1908, 5 Pf.
7. Jentzsch, Unterwegs im deutschen Benalande, 1907, 10 Pf.
8. Lic. K. Axenfeld, Die missionarische Aufgabe in Deutsch-Ostafrika, 1909, 10 Pf.*
9. C. Nauhaus, Viererlei Acker im Kondeland, 1909, 5 Pf.
10. Jentzsch, Sanguland, 1909, 15 Pf.
11. Klamroth, Ein Christ. (Wie ein afrikanischer Negerknabe zum Sklaven wurde, und wie er die rechte Freiheit gewann.) 1910, 30 Pf.
12. Richter-Axenfeld, Vom Kampf des Christentums um Asien und Afrika, 1910, 50 Pf.
13. Büttner, Der Aufstand in Deutsch-Ostafrika und seine Folgen, 1911, 15 Pf.
14. Gröschel, Zehn Jahre christlicher Kulturarbeit in Deutsch-Ostafrika, in Briefen aus den Jahren 1898—1908, Berlin 1911, brosch. 2,50 ℳ, geb. 3 ℳ.
15. Klamroth, Der Islam in Deutsch-Ostafrika, 1912, 50 Pf.
16. Axenfeld, Einst und jetzt in Milow oder Der alte Gott lebt noch. Aus Tagebüchern und Privatbriefen, aus Komiteeprotokollen und amtlichen Depeschen fügt sich das wechselvolle Bild des ersten Jahrzehnts der Pangwa-Mission zusammen. Berlin 1912, 20 Pf.

Druck der Vaterländischen
Verlags- und Kunstanstalt
Berlin SW. 61